

Mahieu

Jacques de Mahieu

DER WEISSE KÖNIG VON IPIR

DER WEISSE KÖNIG VON IPIR

Die Wikinger in Amambay

Jacques de Mahieu

DER WEISSE KÖNIG VON IPIR

Gebete, Botschaften, Eigennamen – insgesamt 71 übersetzte Runeninschriften unter Hunderten oder Tausenden anderer von Zeit und Witterung verwischten Steininschriften. Wo sind wir? In Norwegen, Schweden oder Dänemark? Keineswegs. Skandinavien hat nichts Vergleichbares aufzuweisen. Wir befinden uns am Cerro Guazú im Herzen des paraguayischen Urwaldes, wo heute noch die letzten „weißen Indianer“ unbedeutend mit Pfeil und Bogen umherschweifen. Professor Jacques de Mahieu führt uns auf seiner Suche nach den Wikingern Südamerikas dorthin. Nach der Vernichtung ihres Imperiums von Tiahuanacu im Jahre 1290 zogen sie sich in diese Gegend zurück, durch die ihre Wege vom Hochland der Anden zum Atlantik geführt hatten.

Die Suche ist reich an Überraschungen. Da begegnen wir auf dem Cerro Corá den Überresten einer Festung, bestehend aus einem Steinwall von 300 m Länge und 10 m Höhe, den aus behauenen Steinen gefügten Fundamenten des Tempels von Tacuatí, dem Wasserfall des Aquidabán-Nigui mit Treppenstufen, die für etwa 2 m große Menschen gemacht worden sein müssen, dem hohlen Berg, von dem die Indianer sagen, er sei die „Ruhestätte des weißen Königs Ipir“, mit seinem Heiligen Hain in reinstem nordischen Stil, der offenen Felshöhle von Tuja Og mit ihrem Fries, verziert von einem Dreizack des Fosite, Neptun der Friesen, und einer doppelten Todesrunen. Und überall großartige Runeninschriften, ganz zu schweigen von den in Stein geritzten Darstellungen eines Wikingerpferdes, einer normannischen Kuh und eines irischen Terriers – letzte Zeugen einer sagenhaften Vergangenheit, die Professor de Mahieu mit der wissenschaftlichen Genauigkeit rekonstruiert, für die er aus seinen bereits früher in diesem Verlag erschienenen Werken bekannt ist (vgl. hintere Klappe): „Des Sonnengottes große Reise“, „Des Sonnengottes Todeskampf“, „Des Sonnengottes Heilige Steine“ und „Wer entdeckte Amerika?“

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

de Mahieu

Der
weiße König
von Ipir

Der weiße König von Ipir

Werke von Prof. Dr. Jacques de Mahieu, die seit 1972 im
Grabert-Verlag, Tübingen erschienen:

DES SONNENGOTTES GROSSE REISE
Die Wikinger in Mexiko und Peru

DES SONNENGOTTES TODESKAMPF
Die Wikinger in Paraguay

DES SONNENGOTTES HEILIGE STEINE
Die Wikinger in Brasilien

WER ENTDECKTE AMERIKA?
Geheimgeographie vor Kolumbus

JACQUES de MAHIEU

Der weiße König von Ipir

Die Wikinger in Amambay

Aus dem Französischen von
Wilfred von Oven



1978

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Satz und Druck: Gulde-Druck, Tübingen
Buchbindearbeiten: Großbuchbinderei Lachenmaier, Reutlingen
Filme: Graphische Kunstanstalt Künstle, Tübingen

Lektorat: Siegfried Hermann

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Mahieu, Jacques de:
Der weiße König von Ipir: d. Wikinger in Amambay.
– 1. Aufl. – Tübingen: Grabert, 1978.
Einheitssacht.: Le tombeau du Dieu-Soleil <dt.>
ISBN 3-87847-040-1

Copyright © 1978 by Grabert-Verlag, Tübingen
Alle Rechte der Verbreitung durch Film, Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger aller Art
oder durch auszugsweisen Nachdruck sind vorbehalten.
Ausgenommen ist die französische Ausgabe
(Titel des Original-Manuskriptes: Le Tombeau du Dieu-Soleil).

Das vorliegende Werk
entstand unter wissenschaftlicher Mitarbeit von
Hermann Munk, Jean-Pierre Bouleau,
Hans-Georg Böttcher, Pierre Krebs,
Jean-François Monigbeaux, Vicente Pistilli,
Jorge Russo und Hans-Jürgen Wöhler
sowie mit Hilfe der Armee von Paraguay

Alle in diesem Buch enthaltenen Abbildungen entstammen dem persönlichen Archiv des Autors, sind von ihm selbst angefertigt oder mit Copyright von ihm belegt.

INHALTSVERZEICHNIS

ZUM GELEIT	11
------------	----

I. DIE BURG DES KÖNIGS IPIR

1. Der weiße König des Amambay	23
2. Die Mauer vom Cerro Corá	29
3. Das „Haus des Alten“	41
4. Das Bad der Krieger	51
5. Ein militärischer Stützpunkt der Wikinger	53

II. DIE UNVERSEHRTE TOTENSTADT

1. Ein merkwürdiger Berg	59
2. Das Land Dornröschens	66
3. Ein nordischer Heiliger Hain	72
4. Die Totenstadt der Könige von Tiahuanacu?	79

III. DER VERGRABENE TEMPEL

1. Der „Tupao Cué“	85
2. Das Wikinger-Dorf Tacuatí	96
3. Der stille Bach	99

4. Verteidigung und Begräbnis	101
5. Eine ständige Niederlassung	105

IV. DAS GRÖSSTE RUNEN-VORKOMMEN DER WELT

1. Die offenen Felshöhlen vom Cerro Guazú	109
2. Odin, ein Drakkar und ein Rätsel	119
3. Die Altäre des Todes	123
4. Krieg und Sieg	129
5. Einige Eigennamen	132
6. Einige Botschaften und ein Geheimnis	138
7. Eine Zufluchtstätte an der Nord-Straße	142

V. PFERDE, HUNDE UND RINDER IM VORKOLUMBIANISCHEN AMERIKA

1. Einige unerwartete Tiere	147
2. Das Dogma vom nachkolumbianischen Pferd	154
3. Der Hund der Inkas	163
4. Das Pferd und der Stier von Tiahuanacu	167
5. Normannen in Tiahuanacu	175
6. Das Ende einer Legende	187

VI. DIE VORPOSTEN IM SÜDOSTEN

1. Ein merkwürdiger Landsknecht	193
2. Die Wege von Potosí	197
3. Von Weibingo zum Atlantik	205
4. Der Riegel vom Amambay	212
5. Ein Viehzuchtgebiet	219

6. Wikinger und Normannen	223
7. Das Verkehrsnetz des Imperiums	227
NACHWORT	235
LITERATURVERZEICHNIS	239
BILDTAFELN	241

ZUM GELEIT

THI ODIN AS

Über Lesung und Deutung der jüngst im Urwald von Paraguay entdeckten Runeninschriften

Einleitung: Seit rund zwanzig Jahren befaßt sich der Normannensprößling Prof. Dr. Jacques de Mahieu, den der Schreiber dieser Zeilen zu seinen Freunden zählen darf, mit seinem „Instituto de Ciencia del Hombre“ hier in Buenos Aires mit der Aufhellung der vorkolumbianischen und vorinkaischen Geschichte Südamerikas. Er ist Anthropologe und Soziologe und somit durchaus zu diesen Forschungen befähigt.

Besonders fruchtbar im Hinblick auf eigene handgreifliche Ergebnisse – nicht nur solche aus umfangreicher Quellenforschung alleine liegen vor – waren die Jahre seit 1969. Auf mehreren, mit den bescheidenen eigenen Mitteln bezahlten Forschungsreisen in den kaum bekannten Urwald an der brasilianisch-paraguayischen Grenze fand er sie, und zwar sehr lebendig. Die rassenkundliche Untersuchung der „weißen Indianer“ Paraguays, unter dem Namen „Guayakis“ bekannt, ergab eindeutig ihre überwiegend nordeuropäische Herkunft.

Aber er entdeckte auch, daß die „unlesbaren“ Zeichen auf bestimmten Felsen runischer Herkunft seien. Über diese Forschungen gibt es bisher drei Bücher in deutscher Sprache: „Des Sonnengottes große Reise“ (Grabert, 1972, ²1975),

„Des Sonnengottes Todeskampf“ (Grabert, 1973) und „Des Sonnengottes Heilige Steine“ (Grabert, 1975). Die runischen Zeichen wurden an mehreren, oft weit auseinanderliegenden Stellen aufgefunden, wobei eine der jüngst entdeckten mit großer Wahrscheinlichkeit das bedeutendste Runendenkmal der Welt ist. Leider sind viele in Sandstein geschnittene (geritzte) Runen infolge Verwitterung nicht mehr zu entziffern.

Im Hinblick auf die Lesung, Übertragung und Deutung dieser Inschriften setzte die Arbeit des Verfassers dieser Zeilen ein.

Arbeitsweise: Es ist ja wohl unbestreitbar, daß man solche uralten Inschriften auch im freien Spiele der Gedanken zu deuten versuchen kann, wie etwa, es handle sich um „phönizische“ Schriftzeichen. Um so wichtiger erschien es, eine streng wissenschaftliche Vorgangsweise einzuhalten. Damit ergab sich für jede einzelne Zeichenfolge als Arbeitsgang:

1. Festlegung der lesbaren Zeichen.
2. Übertragung der manchmal verwackelten, manchmal verwilderten, manchmal beschädigten und manchmal veränderten Zeichen in die unverfälschten nordischen Runenreihen. Dabei muß angemerkt werden, daß verschiedentlich Runen aus der gemeingermanischen, gelegentlich auch aus der angelsächsischen und vereinzelt aus der ältesten bekannten Reihe stammen. Überdies hat man damals immer wieder zwei, drei, oder auch mehr Zeichen in eines zusammengebunden. Diese verbundenen Zeichen mußten in ihre Einzelteile aufgelöst werden.
3. Nun war es möglich, diese Runen in unsere heutigen Schriftzeichen zu überführen. Dabei stößt man immer wieder auf den Umstand, daß die heutigen „lateinischen“ Groß-

buchstaben den ältesten und bis ins Mittelalter hinein verwendeten Runen, nämlich jenen aus der Jungsteinzeit, erstaunlich nahe stehen.

4. Das Ergebnis dieser Arbeit besteht in einer Aufeinanderfolge von Buchstaben, die vorerst scheinbar ohne Sinn ist. Die Alten hielten von Wort zu Wort keinen Zwischenraum ein. Außerdem machte man in den alten Zeiten und noch bis in die nicht allzu weit zurückliegende Neuzeit herauf keinen besonderen Unterschied, etwa zwischen u und w, oder g und k und so weiter.

5. Diese Buchstabenkette ist aber nicht ohne Sinn, denn die „Ritzer“ dieser Zeilen waren ja nicht geisteskrank. Also gilt es daraus die Wortfolge festzulegen.

6. Sobald das gelungen ist, muß die Übersetzung in unsere heutige Sprache erfolgen. Hierzu standen das „Ethymologische Wörterbuch der deutschen Sprache“ von Kluge-Götze und das „Highrods Dictionary“ (dieses als Taschenbuch) als Hilfsmittel zur Verfügung, sonst nichts.

Die Übertragung erfolgte zunächst in die deutsche und so dann in die spanische Sprache.

Wenn man anfangs mit dem Gefühl an die Übertragung einer Inschrift herangeht, daß man es nicht schaffen könne, und nach Beendigung der Arbeit selbst etwas fassungslos vor dem Ergebnis, einem durch und durch einwandfreien und denkbaren Ergebnis steht, dann ist der wissenschaftliche Wert der Arbeit wohl kaum noch abzustreiten. Es ist selbstverständlich denkbar, daß der eine oder andere Ausdruck verschieden erklärt werden könnte. Wichtig dabei ist nur, daß die sinnvolle Mitteilung durch die runischen Urzeichen nicht zerstört wird.

Beispiele:



Dieses Zeichen, eine Namensmarke, bietet ein schönes Beispiel für den Kunstsinn dieser Leute. Ein „THÄLF“ ritzt seinen Namen, hier mit Farbe auf dem Felsen aufgetragen, in Form einer Blume.

Hier mag erwähnt werden, daß „THÄLF“ lautlich und sinngemäß mit unserer Abkürzung „Dolf(i)“ übereinstimmt. Überhaupt ist ja die Neigung zur Verwendung von abgekürzten Kosenamen im Nordkreis schon sehr früh belegt, am zahlreichsten aus dem Gotischen. Der letzte Inka (von ing, d. h. Sproß, Himmelssohn und daher auch Sohn der Sonne, entsprechend dem japanischen TENNO, ebenfalls aus indogermanischer Wurzel) hieß ATAHUALPA in spanischer Schreibweise. Der Laut „hu“ findet sich so gut wie ausschließlich in Worten fremder Herkunft im Spanischen, vor allem auch indianischer. Er wird gleich dem englischen „Double-U“ ausgesprochen. Atahualpa ist also „ata(l)“ und „walp(a)“, das bedeutet „adalwolf“ und somit in heutiger Sprache Adolf.

Und so finden sich an verschiedenen Orten solche bildhaften Namenszeichen, darunter eine in Nazca, Perú, in Form zweier Augenbrauen, wobei die Runen die Haare darstellen.

Diese Inschrift besagt:

UATHOH KELAR UTH EIKE THAKU

Der umhergehende Rufer (Herold) aus Eichendach (Eichheim).

Es folgen weitere Beispiele aus der Vielzahl der bisher aufgefundenen und enträtselten Inschriften:

1. SAM TAL IK AB BI GULLS TAKN
Gleichfalls berichte ich von Goldes Wunder
2. OS LEUO LIUTH
Der mit Lied Gott lobpreist
3. ELIS KUK NAS (S)A
Die andere Umherschweifende sät Feuchtigkeit (bezieht sich auf einen Kometen. Die Inschrift besteht aus einem Halbkreis, um den die Runen strahlenförmig stehen, ein langer gerader Strich darunter endet links in einer sternförmigen Zeichnung!)
4. 5 OLEFS 8 OG 7 LITS NO FAFÖIOL KLUO SIKÄ . . .
5 und 8 und nochmal 7 Expeditionen nach FAFÖIOL glänzen sicher . . .
5. UIK UINA KLOK US LUTH THI . . .
Krieg kam aus KLOK, Ruhm dir . . .
6. KLUA KULT KULMS SI.
Glühen vergoldet Sieg auf Berg
7. SUNOL(D) UI EKATH LUK LEFT LOIP
Sunol(d) wie Ekath schaut auf die linke (hochführende) Spur
8. LAF UAL KITH NUAL
Labe gut erreichbar in der Ritze
9. OTHIL UIL BULIZU OG UIF THULL ULS OG ISKA THI FÜLGO ALU H IS ZILU ZU SISKÄ OG EKU SÄL O
Othil (abgekürzt mit der Odalsrunen) will: Bulizu und Frau sollen, wie auch Iska, dir folgen Alf. Rettung (Heil) ist. Eile zu Siska und Eku. Segen, Othil

10. KUIQ SKUL IK ULAF KIB ZU LOSKIL FUZ UTH
SKLOG AF

Lebend soll ich, 'Ulaf, Mann aus Loskil, aus SKLOG
herausgehen

11. MELKULAFI INKA

Der Gold zuteilende Inka

12. TILEQUM INKA

Der gerecht zumessende Inka

Die beiden letzten sind Beispiele für den Zusammenhang der vorinkaischen Herrschaft der Nordmänner in Südamerika mit den nachfolgenden Inkas.

Weiterhin wurden zwei Opfersteine aufgefunden, die beide schön „geritzte“ Runen aufweisen. Der eine zeigt die Runen YR, HAGAL, IS, SOL, was man so deuten kann:

Der Tod (auf dem Opferstein, geweiht dem) Sonnengott (gibt) Heil dem Eisenbewehrten.

Der andere zeigt in einer schön zusammengesetzten Form die Runen E, FEO und UR, somit Gerechtigkeit, Besitz, Mannhaftigkeit.

Darüber hinaus gibt es eine Darstellung des Gottes ODIN, aus dem Felsen herausgemeißelt, mit unwiderlegbar nordeuropäischen Zügen (nordische Rasse), die ja gegen die Gesichtsförm der Eingeborenen, der Indianer, vollkommen klar und deutlich absticht.

Zudem wurde eine Darstellung aufgefunden, die ODIN auf seinem Rosse SLEIPNIR zeigt, in seiner Rechten den Speer GUNGNIR schwingend. Diese Darstellung ist besonders bemerkenswert, denn obwohl sie nur eine Umrißritzung ist, lehnt sie sich sehr scharf an skandinavische Vorbilder an.

Ergebnisse: Auf jeden Fall steht es unwiderlegbar fest, daß es sich um Runen in unverfälschter oder abgeänderter Form

handelt, bis hin zur Anlehnung an die „lateinischen“ Großbuchstaben. Diese letzteren Inschriften lassen vermuten, daß sie zu einer Zeit entstanden, als bereits das Christentum gepredigt wurde. Aber alle anderen beweisen ganz unbestreitbar, daß sie aus einer Zeit stammen müssen, die weit vor jenem Jahre liegt, in dem Kolumbus seine viel zu hoch bewertete Reise antrat. Er fuhr keineswegs ins Ungewisse, sondern hatte zweifellos Kenntnis von den schon längst den Nordleuten bekannten „neuen Ländern im Westen“.

Es mag noch erwähnt werden, daß nach den Forschungen des ethnologischen Institutes der Universität Mendoza (Argentinien) unter Leitung von Prof. Dr. Juan Schobinger, eines Schülers des bekannten und jüngst verstorbenen Prof. Dr. Menghin, sich zur Besiedlungsfrage Südamerikas folgendes ergibt:

Die ersten runden Kurzköpfe tauchen erst ab etwa 3000 v. Chr. auf. Vorher lebte hier eine – zahlenmäßig wahrscheinlich außerordentlich schwache – Bevölkerung mit schmalen Langköpfen. Letztere gehören niemals zum innerasiatischen (mongoloiden) Rassenkreis (wie die Indianer), der ausschließlich von runden Kurzköpfen vertreten wird. Liegt hier eine zweite Wurzel für das vielfach schon aus den Zeiten der „Conquista“ – dieser Ausdruck „Eroberung“ ist gewiß ehrlicher als „Entdeckung“ und mag deshalb beibehalten werden – bezeugte und belegte Vorhandensein „weißer“ Indianer vor?

THI ODIN AS. So lautet eine der Inschriften.

Buenos Aires
Mai 1978

Hermann E. Munk
Director del Instituto de Ciencia
del Hombre, Buenos Aires, Argentina

I. DIE BURG DES KÖNIGS IPIR

1. Der weiße König des Amambay

„In jenen Zeiten herrschte hier ein mächtiger und weiser König, der sich Ipir nannte. Er war von weißer Haut und trug einen langen blonden Bart. Mit Männern seiner Rasse und indianischen Kriegern, die ihm treu ergeben waren, lebte er in einem großen Dorf auf dem Gipfel eines Berges. Er verfügte über furchterregende Waffen und besaß ungeheure Reichtümer an Gold und Silber. Eines Tages jedoch wurde er von wilden Stämmen angegriffen und verschwand für immer. So hat es mir mein Vater erzählt, der es wiederum von dem seinen erfuhr.“

Mit diesen oder ganz ähnlichen Worten hatte der Major Samaniego einen alten Indianer in seiner gutturalen Guaraní-Sprache vom weißen König des Amambay berichten gehört. Dieser hervorragende junge Offizier des paraguayischen Heeres kannte in den langen Stunden freier Zeit, die ihm der tägliche Dienst in seinem Pionier-Bataillon in einer damals menschenleeren Provinz an der Grenze ließ, keine Langeweile. Er war Liebhaber der Ethnologie. Nacht für Nacht nahm er in irgendeinem Eingeborenen-Zeltlager die endlosen Erzählungen der Alten auf, deren Vertrauen er sich zu erwerben gewußt hatte. Er trug so dazu bei, Überlieferungen vor dem Vergessen zu bewahren, die die Zeit aus dem Gedächtnis kommender Generationen löschen würde, und uralte Vorstellungen zu retten, die unter dem Firnis eines importierten

vagen Christenglaubens zu verschwinden drohten. Diese Überlieferungen und Vorstellungen haben alle Guaraní-Stämme in Paraguay, Bolivien und Brasilien gemein und als örtliche Besonderheit die Erinnerung an einen unerwartet auftauchenden weißen König. Der Major Samaniego wußte, daß die Überlieferungen der Eingeborenen historische Tatsachen zwar entstellen können, aber nie erfinden. Wer mag also dieser König Ipir gewesen sein, dessen Name so gar nichts vom Guaraní hat? Die Frage stellte sich, aber nichts erlaubte, auf eine plausible Antwort zu hoffen.

Einige jedoch müssen gewußt haben, um was es sich handelte, ja man darf sich mit Recht fragen, ob es nicht vielleicht ein heute vergessenes Staatsgeheimnis war. Am 1. März 1870 schlug der damalige Präsident Paraguays, der Marschall Francisco Solano López, seine letzte Schlacht. Fünf Jahre lang hatte er den vereinigten Streitkräften Brasiliens, Argentiniens und Uruguays Paroli geboten, aber jetzt näherte sich das Ende. Langsam, Meter für Meter, hatte er sich nach Nordosten zurückgezogen und befand sich jetzt auf dem Cerro Corá im Amambay-Gebirge, 32 km von der brasilianischen Grenze entfernt. In einem Land, das zu Beginn des Krieges 1 200 000 Einwohner hatte, waren nur noch 28 000 Männer im wehrfähigen Alter von mehr als zwölf Jahren übriggeblieben. An diesem Morgen hatte der Marschall für einen letzten „baroud d'honneur“ seine Extrauniform angelegt. Seinen ältesten Sohn, Oberst mit sechzehn Jahren, hatte er im Kampfe fallen sehen. Rings von Brasilianern eingeschlossen, trat er dem Feind entgegen. Er wich keinen Schritt zurück. Ein Lanzenstoß warf ihn aus dem Sattel. Er ergriff den goldenen Knauf seines Ehrendolches und verteidigte sich mit diesem. Da traf ihn ein weiterer, diesmal tödlicher Lan-

zenstoß. „Ich sterbe mit meinem Vaterland“, waren seine letzten Worte. So steht es in jedem paraguayischen Geschichtsbuch. Aber die Überlieferung fügt diesen Worten einen Satz hinzu, der, da scheinbar unverständlich, nicht in den Büchern steht: „Dies ist nicht die erste Zivilisation, die an diesem Ort vernichtet wird.“ Wollte der Marschall vielleicht, indem er sich auf die brasilianische Grenze zurückzog, statt sich nach dem neutralen Bolivien durchzuschlagen, und so auf jede Möglichkeit verzichtete, seinem Schicksal zu entgehen, nicht nur mit seinen letzten Soldaten sterben, sondern genau an diesem Ort fallen, dessen symbolische Bedeutung ihm bekannt war? Wir haben das Recht, diese Frage zu stellen.

Von Ipir und López wußte ein deutscher Ingenieur gewiß nichts, als er im Februar 1940 die Avenida überschritt, die, nur wenige Kilometer vom Cerro Corá entfernt, zwischen der Doppelstadt Ponta Porã (auf brasilianischer) und Pedro Juan Caballero (auf paraguayischer Seite) die Grenze bildet. Der gebürtige Sudetendeutsche Fritz Berger streifte seit Jahren durch Südamerika, ohne daß es ihm gelang, irgendwo sesshaft zu werden. Während des Chaco-Krieges von 1932 bis 1935 hatte man ihn in Asunción gesehen, wo er dem paraguayischen Heer in einer Werkstatt zur Instandsetzung von Beutewaffen treue und gute Dienste leistete. Später war er nach Brasilien gegangen, wo er im Staat Paraná vergeblich versucht hatte, Erdölvorkommen zu entdecken. Seine geologischen Kenntnisse scheinen beschränkt gewesen zu sein, was bei einem Mechaniker wie ihm nicht weiter erstaunen kann. Trotzdem gedachte er, seine Erdölsuche in Paraguay fortzusetzen. Aber dabei machte er sehr bald Entdeckungen anderer Art, die den Major Samaniego derartig interessierten, daß er

beim Heer die Einrichtung einer Dienststelle für Geologie und Archäologie (unter der Abkürzung AGA = Agrupación Geológica y Arqueológica) durchsetzte, die Fritz Berger in ihre Dienste nahm.

Von 1941 bis 1944 arbeitete die AGA eifrig und mit Erfolg. Ihr Dienststellenleiter, der Major Samaniego, und der deutsche Ingenieur durchstreiften nicht nur das ganze Gebiet, wobei sie Inschriften und Zeichnungen eindeutig nicht-indianischen Ursprungs und zahlreiche andere Spuren einer untergegangenen Zivilisation entdeckten, sondern sie ließen auch von ihren Pionieren einen gewaltigen Berg fast völlig abholzen, auf dessen Spitze sich eine mächtige Mauer befand. Den Ergebnissen ihrer Arbeit maß jedoch in Paraguay niemand die geringste Bedeutung bei. Anfänglich lächelte man über die beiden Einfaltspinsel, die von der Erosion in Mitleidenschaft gezogene Felsblöcke für Altertums-Denkmäler hielten und einfache Kritzeleien von Indianern für Buchstaben einer unbekannten Sprache. Später begann man darüber zu tuscheln, daß die „angeblichen Archäologen“ einen verborgenen Schatz suchten und ihn vielleicht sogar gefunden hätten. Während des Krieges von 1865 hatten zahlreiche Familien, von denen niemand am Leben blieb, beim Näherrücken des Feindes ihr Gold und ihren Schmuck vergraben. Ein hartnäckiges Gerücht behauptet anderseits, der Marschall López habe kurz vor seinem Tod – in Nachahmung des Beispiels aus der römischen Geschichte – einen Fluß umleiten und in seinem Bett den Staatsschatz verbergen lassen. So kommt es, daß in Paraguay die Schatzsuche seit hundert Jahren zu einer Art Volkssport geworden ist und sich dort niemand wundert, wenn man ihn ausübt. Die Weltpresse kümmerte sich sehr wenig darum, was in dem kleinen Land Süd-

amerikas vorging – in diesen Jahren bot ihr der Weltkrieg genügend Nachrichtenstoff. Der Major Samaniego wurde den Spott, die Verdächtigungen und das Nichtbeachtetwerden leid, was 1945 zu seiner Versetzung und zur Auflösung seiner Dienststelle führte. Fritz Berger blieb, physisch und psychisch angeschlagen, bis zum Bürgerkrieg von 1947 im Amambay-Gebirge. Dann ging er nach Brasilien zurück, wo er im nächsten Jahr im Haus eines alten Freundes und Landsmannes in Dourados starb.

Skeptiker bezweifelten nicht nur die Absichten, sondern auch den Geisteszustand unseres Ingenieurs, und man muß zugeben, daß sie einigen Grund dafür hatten. Berger suchte unter anderem auch den „Schatz des Weißen Königs“, wobei er gelegentlich die Jesuiten in Verdacht hatte, ihn vor ihm gefunden zu haben. Je älter er wurde, umso härter waren für ihn, einen Europäer von schon mehr als fünfzig Jahren, die Lebensbedingungen im tropischen Urwald. Näherte er sich vielleicht schon einem Zustand der Sinnestäuschung, in dem er unter den Bäumen geheimnisvolle Paläste und Tempel sah, obwohl es sich nur um sonderbar geformte Felsblöcke handelte?

Berger selbst legte sich darüber Rechenschaft ab, daß in seinem Gehirn nicht alles ganz in Ordnung war. Er schrieb darüber einer Freundin in München, mit der er eine sporadische, aber anhaltende Korrespondenz unterhielt. Ein Leser in Deutschland stellte uns den Text einiger dieser Briefe zur Verfügung. Hätten wir diese Unterlagen vor unserer ersten Expedition zum Cerro Corá und nicht erst nach der dritten erhalten – wie es der Fall war – wären wir, offen gestanden, etwas beunruhigt losgefahren. Versicherte doch unser Amateur-Archäologe, eine Stadt Atlantik „mit einer Wohnfläche

von 50 km Breite und 150 km Länge“ entdeckt zu haben, dazu eine „großartige phönizische Anlage“, „große Lager von Helium und Erdöl mit noch brauchbaren Rohranlagen“ und „Denkmäler, die eine Kathedrale und große Paläste zu sein scheinen“. Er war sicher, daß Noah in dieser Gegend gelebt habe. Aber er fügte hinzu:

„Heute nacht wurde ich von lauten Schreien geweckt. Aber da war nichts. Handelte es sich um Schwingungen oder ging das alles nur in meinem Kopf vor?

Eines schönen Tages wird man sagen: der Ingenieur ist verdreht, das weiß man doch.“

Seien wir ehrlich: dies Urteil wäre der Wahrheit ziemlich nahe gekommen. Es erübrigt sich, hinzuzufügen, daß wir in der von Berger durchforschten Gegend weder Heliumlager, noch prachtvolle Gebäude und schon gar nicht die Ruinen der Stadt Atlantik fanden, aus der unser Ingenieur, ungebildet, wie er nach dem Urteil seiner Bekannten war, die Hauptstadt von Atlantis machte. Und trotzdem war die von unserem „Spinner“ aufgewendete Zeit nicht umsonst. Jahrelang hatte er Tag für Tag eine relativ kleine Zone durchstreift, wobei er sich manchmal auch über sie hinauswagte, so daß ihm hier nichts hatte entgehen können. Als der ehemalige Major Samaniego (heute Divisionsgeneral und Verteidigungsminister seines Landes) uns einige Monate vor unserer ersten Expedition zum Amambay eine lange Audienz gewährte, in deren Verlauf er uns ebenso genaue wie vorsichtige Angaben über die vor mehr als dreißig Jahren entdeckten Mauern machte, hob er die Rolle hervor, die Fritz Berger dabei gespielt hatte.

Für uns hatte das Vorhandensein von vorkolumbianischen Spuren im Amambay-Gebirge nichts Überraschendes. Schon

vor Jahren hatten wir nachgewiesen, daß Wikinger aus Schleswig im Mittelalter ein riesiges Imperium in Südamerika eroberten¹, hatten wir von ihnen in Paraguay² und Brasilien³ hinterlassene Runen-Inschriften entdeckt, ja waren wir sogar ihren Nachkommen begegnet^{2,3}. 1973 hatten zwei unserer Mitarbeiter (wir werden im Kapitel IV ausführlich darüber sprechen) auf dem Cerro Guazú, einem kleinen Gebirgsmassiv 50 km Luftlinie vom Cerro Corá entfernt, die größte Ansammlung von Runen-Inschriften der Welt entdeckt und einundsiebzig von ihnen übersetzt. Wir durften also in der Gegend neue Entdeckungen (oder Wiederentdeckungen) erwarten. Andererseits war der Name des weißen Königs äußerst bedeutungsvoll. Ipir hat nicht nur, wie gesagt, in der Guaraní-Sprache keinerlei Bedeutung, das Wort ist auch der Struktur einer Sprache fremd, deren Worte mit ganz wenigen Ausnahmen auf Vokale enden und jedenfalls nie auf „ir“. Dagegen hat Ipir durchaus nordischen Klang: man denke nur an Ymir, den Riesen, aus dessen Leib die Götter Wodan (Odin), Wili und We in der skandinavischen Mythologie die Erde errichteten.

2. Die Mauer vom Cerro Corá

Wenn man von Asunción aus nach etwa 500 km auf einer gut befestigten Straße, die (seit 1969) Coronel Oviedo und Pedro Juan Caballero miteinander verbindet (s. Karte, Abb. 1), 32 km vor der letztgenannten Stadt den Aceite-Bach erreicht, führt ein schmaler fahrbarer Weg zu dem Ort, wo der Marschall López am Ufer des Baches Aquidabán-Nigui, einem Zufluß des Aquidabán, den Tod fand. Man betritt dort ein

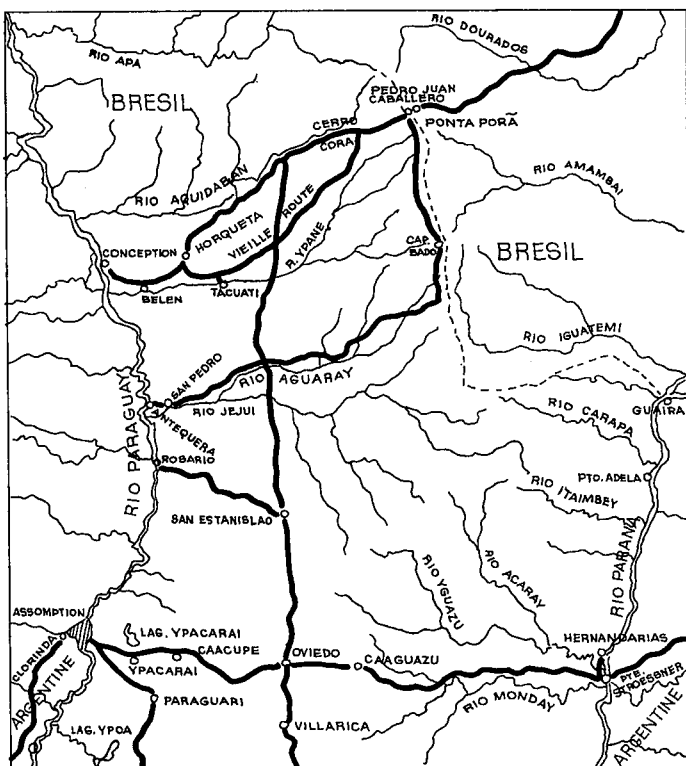


Abb. 1: Karte von Ost-Paraguay.

Naturschutzgebiet, das dank der Bewachung durch eine Einheit des paraguayischen Heeres sein natürliches Aussehen bewahrt hat. Tatsächlich wurden ringsherum die hundertjährigen Baumriesen rücksichtslos geschlagen, und von dem schönen tropischen Urwald von einst blieb fast nichts übrig,

es sei denn in der Nähe der Berge als dichtes, niedriges Ge-
strüpp, durchsetzt mit verkrüppelten Bäumen, so daß in der
trockenen Jahreszeit Waldbrände wüten, nachdem es keine
hochgewachsenen Pflanzen mehr gibt, die die schützende
Feuchtigkeit halten.

Wir befinden uns auf dem Cerro Corá (das Wort, halb Spa-
nisch halb Guaraní, bedeutet „Kranz von Bergen“), der ei-
nen fast vollkommenen Kreis von etwa 5 km Durchmesser
bildet. Nur einer der zwölf Hügel, aus denen die Gruppe be-
steht, liegt nördlich des zwischen ihnen hindurchfließenden
Aquadabán. Er hat für uns ebenso wenig Interesse wie die im
Westen gelegenen. Die fünf östlichen Hügel dagegen verdie-
nen unsere Aufmerksamkeit. Es sind von Süden nach Nor-
den: der Cerro Tupä (Berg Gottes), heute auch unter dem
Namen Cerro Aceite (Öl-Berg) bekannt; drei Hügel, die als
Gruppe Ñemoñanga (die Familie) genannt werden: der Tuja
Og (Haus des Alten), der Guaive Og (Haus der Alten) und
der Guaracu Amba, ein Name, dessen Bedeutung uns nicht
ganz klar ist, nicht nur uns allein, denn er wird fast allgemein
„Alambic“ (Destillierkolben) genannt, und zwar nach einer
in eine seiner Felswände geritzten Zeichnung, die einen sol-
chen Apparat darzustellen scheint. Das Wort *amba* seiner ur-
sprünglichen Bezeichnung bedeutet „Aufenthaltort“, und
guaracu ist – nach Ansicht von Professor Pistilli, Direktor des
Paraguayischen Institutes für Ethnologie – eine altertümliche
Form oder eine neuere Abwandlung von *guayraju*, dem Na-
men eines gelben Vogels, des ewigen Sonnenvogels der Gua-
raní-Mythologie. Guayracu Amba würde also „Aufenthalts-
ort des ewigen Sonnenvogels“ bedeuten. Der letzte der fünf
erwähnten Hügel schließlich heißt Cerro Itaguambypé oder
Mauer-Berg.

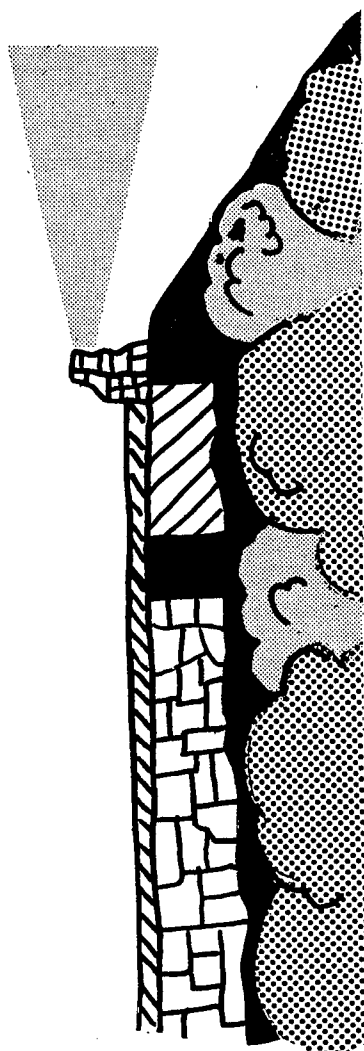
Unsere erste Expedition zum Cerro Corá im August und September 1975 diente ausschließlich dem Zweck, das Ziel der nächsten festzulegen und besonders die genaue Lage und die Zugangsmöglichkeiten zu ermitteln. Das schien anfangs gar nicht so schwer, obwohl keinerlei genaue Landkarte von dem Gebiet vorhanden ist. Die Schwierigkeiten erkannten wir erst an Ort und Stelle. Als der Straßenbau begann, hatten die Indianer die Gegend, die ihnen seit undenklicher Zeit als Jagdgründe diente, verlassen und sich in den noch jungfräulichen Urwald weiter im Süden zurückgezogen. Die wenigen Siedler, die ihre Plätze eingenommen hatten, waren erst vor zwei oder drei Jahren gekommen und kannten nichts von der Gegend. Zum Glück hatte der Kommandeur der hier befindlichen militärischen Einheit, Oberstleutnant Escobar, schon zu Zeiten der AGA unter dem Major Samaniego gedient. Das gleiche galt für einen alten Unteroffizier, den leider inzwischen fast erblindeten Sergeanten López, der in Lorito, einem winzigen Nest am Cerro Corá, sein Altenteil gefunden hatte. Dank ihnen konnten wir den Mauer-Berg und die Mauer am Aquidabán-Nigui ausfindig machen. Sie befinden sich innerhalb des Naturschutzgebietes, zu dem als Militärzone jedermann der Zutritt verboten ist. Schon deswegen hatten die Neusiedler nie von ihnen gehört.

Eine andere Schwierigkeit, vielleicht an sich unbedeutend, aber für uns unüberwindlich, war das Transportproblem. Der kleine Wagen, mit dem wir statt eines erforderlichen Fahrzeuges mit Vierradantrieb aus Buenos Aires gekommen waren, stellte sich als völlig unbrauchbar für Wege heraus, in deren Sand die schweren Lastkraftwagen Spurrillen von 50 cm Tiefe und mehr hinterlassen hatten. Kein einziges Pferd war in der ganzen Gegend aufzutreiben. So blieb uns, mei-

nem Assistenten Jorge Russo und mir, nichts anderes übrig, als fast täglich die etwa 20 km, die wir mit einem geeigneten Fahrzeug in wenigen Minuten hätten überwinden können, zu Fuß zurückzulegen und uns dann erst mit der Machete durch das dichte Gestrüpp zu schlagen, immer „der Nase nach“, um etwas zu finden oder wiederzufinden, von dem wir weder genau wußten, was noch wo. Manchmal begleiteten uns ein oder zwei paraguayische Soldaten, die uns sehr nützlich waren. Selten oder vielleicht nie, wie wir glauben, hat eine archäologische Expedition mit derartig bescheidenen materiellen Mitteln derartig außergewöhnliche Ergebnisse erbracht.

Das gilt allerdings nicht für unsere zweite Expedition, die wir – wieder zum Cerro Corá – im Juni und Juli 1976 unternahmen. Diesmal waren wir drei, denn es begleiteten uns Hermann Munk, Runologe am Ethnologischen Institut, das wir in Buenos Aires leiten, und der Ingenieur Hansgeorg Böttcher. Wir verfügten dabei über einen großen Wagen, der bequemer als der vorhergehende, aber deswegen für unsere Zwecke auch nicht geeigneter war. Wenigstens kannten wir diesmal unser Forschungsziel, das allerdings dadurch auch nicht leichter erreichbar wurde. Es handelte sich für uns darum, die zehn Monate zuvor erbrachten Erkundungsergebnisse (im militärischen Sinn des Wortes) auszuwerten. Sehen wir, was dabei herauskam.

Im Nordosten des Cerro Corá erhebt sich der Cerro Itaguambypé oder Mauer-Berg. Er ist etwa zwei Kilometer lang und hundert Meter hoch über der Ebene, die im Westen das Innere des Kranzes von Bergen bildet. Ein Tal von ungefähr 500 m Breite und 50 m Tiefe trennt ihn von einer anderen parallel verlaufenden Erhebung. Wir geben hier nur geschätzte



Natürlicher Felsen



Senkrecht
behauener Felsen



▽ Blick auf den Cerro
Corá und auf den
Weg von Weibingo
zum Atlantik

Abb. 2: Skizze der Mauer der Festung Cerro Corá. Seitenansicht.

Maße an, da exakte Vermessungen, die für unsere Arbeit uninteressant sind, das Schlagen von Schneisen in den Urwald erfordert hätten, wozu wir nicht in der Lage waren.

Von der Ebene aus gesehen unterscheidet sich der Hügel wenig von seinen Nachbarn, wenn man von dem abgeflachten Spitzberg Guayracu Amba absieht. Die westliche Flanke erhebt sich, von Bäumen bestanden, sanft bis zum Fuß einer Felswand. Sein Gipfel ist weder eine Hochfläche noch ein gerundeter Bergrücken. Dort bildet der „Fels“ einen graden Kamm, dessen parallel verlaufende beide Seiten sich senkrecht 5 bis 10 Meter hoch über die Abhänge des Hügels erheben. Dieser 3 Meter breite Kamm, nur an einigen Stellen durch Abbröckelungen etwas schmaler, ist eben und als Weg benutzbar. Er erstreckt sich über eine Länge von etwa 300 m (auch hier nahmen wir keine genauen Messungen vor) und folgt in allgemein nord-südlicher Richtung dem unregelmäßigen Verlauf des Gipfels (s. Skizze, Abb. 2), der in seiner Mitte von einer Öffnung von 10 m Breite in der Form unterbrochen wird, daß die beiden so voneinander getrennten Abschnitte um etwa 20 m gegeneinander versetzt sind (s. Skizze, Abb. 3). Er gelangt im äußersten Süden des Hügels zu einer 5 m über dem Weg liegenden Plattform (s. Foto 1), die früher einmal rund gewesen zu sein scheint: einer Art kompakten Turmes, von dem aus sich ein Panoramablick über die ganze Umgebung bietet. Für die Indianer war das Ganze ein *itaguambypé*, eine Burg.

Die Indianer hatten recht, sogar mehr als sie vermuten konnten. Denn es handelt sich um eine von Menschenhand errichtete Mauer. Aber ihre Wände haben unterschiedliche Kennzeichen, so daß man sie in drei Gruppen einteilen kann. Die einen sind nichts anderes als fast senkrechte, etwas unregel-

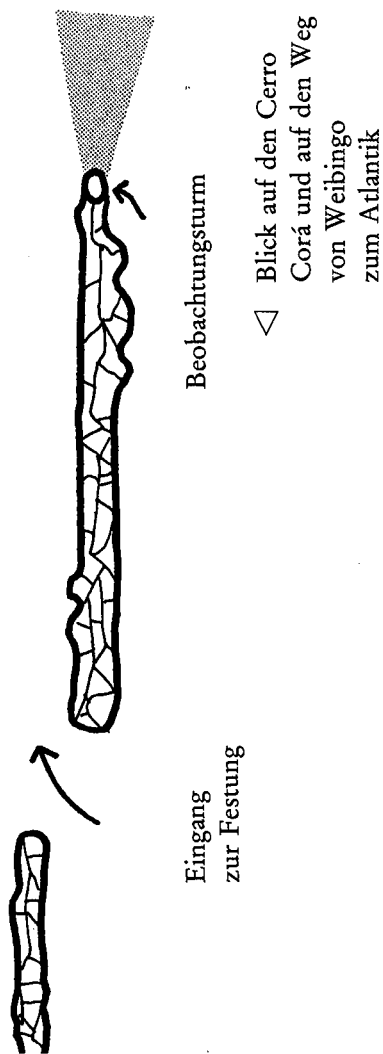


Abb. 3: Skizze der Mauer der Festung Cerro Corá (Grundriß).

mäßige Felswände. Die anderen sind gleichfalls aus natürlichem Felsen, aber senkrecht behauen. Die dritte und größte Gruppe schließlich ist aus Felsblöcken verschiedenen Formates errichtet, die sich einer dem anderen vollkommen anfügen und die zusammen eine absolut glatte Fläche bilden (s. Foto 2), wenn sie nicht hier und da von Baumwurzeln in Unordnung oder gar zum Einsturz gebracht wurden (s. Foto 3). Sind unsere Schlußfolgerungen zutreffend? Handelt es sich nicht trotz einigen gegenteiligen Anscheins ganz einfach um eine natürliche Felswand? Man muß in einem solchen Fall spitzfindig wie der gerissenste Advokat sein. Wir sind es gewesen. In bezug auf die senkrecht behauenen Seiten haben wir einen Geologen befragt. Er ließ keinerlei Zweifel: eine solche Erscheinung könnte nur das Werk der Natur sein, wenn es sich um ein hartes Gestein handelte, das der Einwirkung von Gletschern ausgesetzt gewesen wäre. Nun, hier handelt es sich um relativ weichen Sandstein, und in diesem Gebiet hat es nie eine Eiszeit gegeben. Die aus Blöcken errichteten Teile lassen noch weniger Zweifel aufkommen, wenn das möglich ist. Keine geologische Bewegung könnte den Felsen mit derartiger geometrischer Genauigkeit gebrochen, noch die ineinander passenden Kanten geschaffen oder gar die Blöcke in senk- und waagerechter Richtung so systematisch aneinander gefügt haben. Es kommt hinzu, daß dieser steinerne Wall in seinen fraglichen Abschnitten genau die gleiche Erscheinung hat wie die präinkaischen Gebäude in Peru und Bolivien, bei denen die Unregelmäßigkeit der ineinander gefügten behauenen Steine dem Schutz gegen Erdbeben dient. Ein so errichtetes Gebäude besitzt eine gewisse Flexibilität, die es vor dem Einstürzen bewahrt, das fast unvermeidlich ist, wenn alle verwendeten Steine auf einen Erdstoß mit

der gleichen Bewegung reagieren und sie sich nicht, unregelmäßig ineinander verzahnt, gegenseitig Halt geben, aber doch Spielraum lassen. Ein starrer Stab bricht unter einem gewissen Druck, eine Gerte biegt sich.

Eine solche Bauweise ist für Paraguay, wo es niemals Erdbeben von einiger Bedeutung gegeben hat, unverständlich. Sie kann daher keine örtliche Erfindung sein. Andererseits war den Guaraní-Indianern das Behauen von Steinen unbekannt, ehe sie von den Jesuiten missioniert wurden, und die Jesuiten verwendeten für ihre berühmte Architektur eine von der beschriebenen völlig verschiedene Bauweise, ganz abgesehen davon, daß sie sich nie in der Gegend des Cerro Corá niederließen. Es drängt sich eine Schlußfolgerung auf: Die Erbauer von Itaguambypé oder ihre Vorfahren müssen aus einem anderen Gebiet gekommen sein. Von wo und wann? Ganz offensichtlich von der Hochebene der Anden, dem Altiplano, dem einzigen Ort der Welt, wo jemals Mauern aus ungleichförmigen Steinblöcken errichtet wurden, und zwar schon vor der Gründung des Inka-Reiches, da diese Bauweise nach der Einnahme Tiahuanacus durch die Diagita von Kari um das Jahr 1290¹ in Vergessenheit geraten war. Diese doppelte Schlußfolgerung hat nichts Überraschendes, wissen wir doch², daß sich einige Wikinger, die dem Gemetzel auf der Sonneninsel entrinnen konnten, in den paraguayischen Urwald geflüchtet hatten, wo schon vorher am *Peaviru*, dem „weichen Weg“, der vom Titicacasee zum Atlantik führte, Befestigungen bestanden, deren eingeborene Besatzung unter dem Befehl von weißen Offizieren stand.

Unsere letzte Ungewißheit über die Art der Mauer verschwand bei unserer dritten Expedition. Einerseits bestätigte uns Professor Pistilli, der von Beruf Ingenieur ist, nach einer

sorgfältigen Untersuchung, daß es sich tatsächlich um eine Konstruktion von Menschenhand handelt. Andererseits entdeckten wir eine kleine, ganz offensichtlich aus Runen bestehende Inschrift (s. Abb. 4), die uns im Verlauf unserer früheren Forschungen entgangen war. Leider erlaubte der schlechte Zustand ihrer Erhaltung nicht, sie mit der erforderlichen Sicherheit zu entziffern oder gar zu übersetzen.

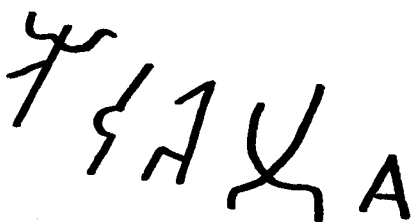


Abb. 4: Kleine Runen-Inschrift der Festung Cerro Corá.

Bleibt zu ergründen, warum die ins Amambay-Gebirge geflohenen Wikinger dort die gewaltige Mauer errichteten, die wir beschrieben haben. Auf dem Gipfel eines Hügels gelegen konnte sie nicht die Rolle einer „Chinesischen Mauer“ oder eines Danewerk spielen, die dazu bestimmt waren, dem Feind den Zutritt zu einem bestimmten Gebiet zu verwehren. Der „Turm“ am äußersten Süden stellte einen großartigen Beobachtungsposten dar und konnte nur dazu dienen, feindliche Truppenbewegungen zu erkennen. Wäre es eine Kultstätte gewesen, hätte er allein gestanden, während er tatsächlich den Bestandteil einer viel größeren Gesamtheit bildet, de-

ren Zweck nur ein militärischer gewesen sein kann. Bei unserer ersten Expedition zum Cerro Corá hatten wir auf der Höhe des mit unserem Hügel parallel verlaufenden Höhenzuges die Reste einer ähnlichen Konstruktion zu erkennen geglaubt. Daher nahmen wir an, daß unsere Mauer eine der Seiten eines gewaltigen Festungskomplexes in der Art der dänischen Militärlager darstellte. Das war ein Irrtum. Die 1976 durchgeführten Forschungen ergaben, daß es gegenüber nur natürliche Felsen gab und daß unsere Mauer die einzige ihrer Art ist. Müssen wir also von unserer Auslegung abgehen? Ganz gewiß nicht. Zwei Hypothesen, die wahrscheinlich durch nichts jemals bestätigt oder widerlegt werden können, und zwischen denen mit einem Minimum an Gewißheit zu wählen uns kein Hinweis gestattet, sind tatsächlich in der Lage, das scheinbar unnütze Vorhandensein dieser Mauer zu erklären. Die eine besteht darin, daß es sich um eine Befestigung handelt, deren Anlage unterbrochen wurde. In diesem Fall hätten die Wikinger sich die bevorzugte Lage und geologische Formation des Hügels zunutze gemacht, um einen Beobachtungs-, „Turm“ und danach die teils natürliche Mauer zu bauen, die nur einen geringen Arbeitsaufwand erforderte, zumindest für sie selbst, da sie ja eingeborene Arbeitskräfte im Überfluß besaßen. Aus dem einen oder anderen Grund müssen sie ihr Vorhaben, ehe es vollendet werden konnte, aufgegeben haben, sei es infolge der Zerstörung des Imperiums von Tiahuanacu, die ja auch der Vollendung der Hauptstadt selbst ein Ende setzte, sei es (wenn das Werk erst nach 1290 begonnen wurde) daß die Amambay-Flüchtlinge durch Angriffe feindlicher Indianer oder durch das Nachlassen ihres Unternehmungsgeistes an einer Fortsetzung der Arbeiten gehindert wurden. Die andere Hypothese ist, daß

die Mauer nur eine Seite einer Befestigungsanlage darstellte, während die anderen drei aus Pfählen errichtet waren, eine Bauweise, die weder den Wikingern noch den Indianern Paraguays unbekannt war, wie wir aus der Bekundung des Chronisten Ulrich (Utz) Schmidl⁵ wissen, der uns – im 16. Jahrhundert! – das Indianerdorf mit dem germanischen Namen Froenirtiere* beschreibt. In beiden Fällen hätte die Festung nicht nur als Beobachtungsstand, sondern auch als Zuflucht für die Weißen und ihre indianischen Verbündeten für den Fall eines Angriffes dienen sollen. Heute gibt es weder auf den Hügeln noch in dem Tal unter ihnen Wasser, aber das war vielleicht vor sechs- oder achthundert Jahren anders, und jedenfalls war der Fluß Aquidabán nicht weit.

3. Das „Haus des Alten“

Südlich des Itaguambypé bilden, wie wir gesehen haben, drei Hügel den östlichen Bogen des Cerro Corá. Der dritte von ihnen, Tuja Og genannt, ist ein ansehnlicher Rundhügel von etwa 150 m Höhe. Er wird von einer Hochfläche abgeschlossen, die nach Süden zu sanft ansteigt. An ihrer höchsten Stelle bemerkt man eine kleine Plattform ohne jede Vegetation, in deren Felsen fünf Figuren eingeritzt wurden.

Die erste von ihnen, ein Kreuz mit gleichförmigen Armen, die in eine dreiarilige Astgabel auslaufen (Abb. 5), ist eine

* Vom nordischen *froenir*, erster Fall Mehrzahl von *froeno* = Gut des Herrn, Allgemeingut, und *djara* = Teer, Pech, aus dessen indoeuropäischer Wurzel *dru* oder *drew* das gotische *triu* und das englische *tree* entstanden, beides im Sinn von Baum. Der Name des Indianerdorfes würde also etwa „Gut des Herrn des Waldes“ bedeuten.

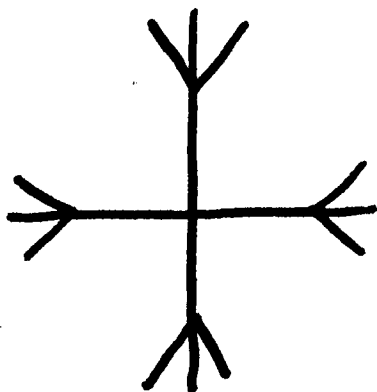


Abb. 5: Balkenkreuz vom Tuja Og.

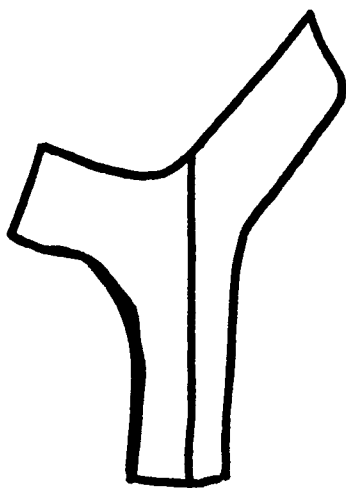


Abb. 6: Geometrische Figur vom Tuja Og.

eindeutig europäische Zeichnung, die den verschiedenen Balken-Kreuzen des Mittelalters ähnelt, Abwandlungen des heiligen Baumes der Germanen, der Irminsul. Die Indianer zeichneten häufig „Vogel Strauß-Spuren“ mit drei Zehen, aber immer nur einzelne. Die zweite hat die geometrische Form eines Y (Abb. 6). Wir können ihren Sinn nicht deuten, aber ihr Ursprung kann auf keinen Fall indianisch sein. Die dritte zeigt uns eine merkwürdige Person (Foto 4 und Abb. 7). Von ihrem runden „Kopf“ und einer Art Dunstkreis, der

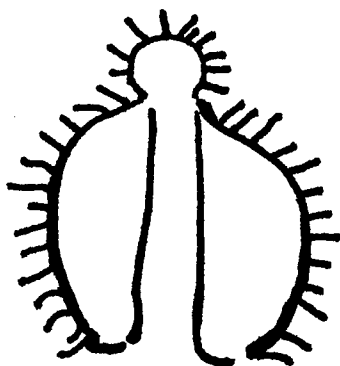


Abb. 7: Sonnen-Gestalt vom Tuja Og.

ihren zylindrischen „Körper“ umgibt, gehen kurze Strahlen aus. Vielleicht handelt es sich um eine andeutungsweise vermenschlichte Darstellung des Sonnengottes. Aber wir haben darüber natürlich keinerlei Gewißheit. Die vierte scheint einen märchenhaften Vogel darzustellen (Abb. 8). Die fünfte schließlich ist uns vertrauter (Foto 5): eine einwandfrei ausgerichtete Windrose, die ihrem Schöpfer, ob er den Kompaß

kannte oder nicht, bemerkenswerte geographische Kenntnisse bescheinigt.

Der General Samaniego hatte uns auf das Vorhandensein dieser Zeichnungen hingewiesen. Andererseits hatten der Oberst-

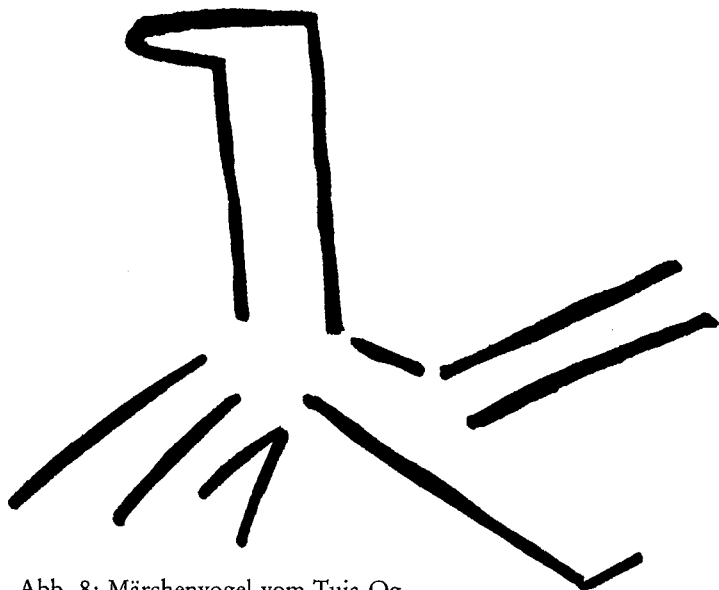


Abb. 8: Märchenvogel vom Tuja Og.

leutnant Escobar und der Sergeant López bei Ende unserer ersten Expedition von einer Höhle im Tuja Og gesprochen, deren Wände mit Inschriften bedeckt, deren Eingang jedoch durch einen Erdeinbruch zu unbekannter Zeit verschüttet worden sein soll. Wir beschlossen, im nächsten Jahr an der

bezeichneten Stelle Ausgrabungen in der Hoffnung zu machen, den Eingang freizulegen. Der Verteidigungsminister stellte uns dafür liebenswürdigerweise die Hilfe des paraguayischen Heeres zur Verfügung.

Die bewaldete und immer steiler ansteigende Ostseite des Hügels wird 7 m unterhalb des Gipfels von einer senkrechten Felswand unterbrochen, in der sich eine halbkreisförmige Vertiefung von 26 m Breite und 5 m Höhe öffnet. Sie ist höchstens 5 m tief. Aber das stellten wir erst nach acht Tagen Arbeit fest: ein Teil des Höhleneingangs war, wie man uns von vornherein gesagt hatte, eingestürzt. Gewiß nicht von alleine, denn wir fanden zwischen den Trümmern den Rest einer Zündschnur: andere hatten vor uns – mit wenig orthodoxen Mitteln – versucht, die Höhle freizulegen. Offenbar vergeblich wie wir. Was wir vorfanden, war nichts anderes als ein felsüberdachter Unterschlupf. Als wir die Erde und die Felsbrocken beiseite geschafft hatten, mußten wir vor dem Augenschein kapitulieren. Die konkave Rückwand aus Felsen wuchs aus dem natürlichen Boden heraus, wie wir durch weitere Grabungen feststellten, ohne irgendeine Öffnung erkennbar werden zu lassen. Wir fanden auf ihr nur eine Inschrift (Abb. 9), die ohne jeden Zweifel von Menschenhand stammte, deren Bedeutung uns jedoch verborgen blieb.



Abb. 9: Zeichnung von der offenen Felshöhle am Tuja Og.

Die Trümmer dagegen hielten für uns eine freudige Überraschung bereit. Die Soldaten legten im Verlauf ihrer Arbeit zwischen dem Sand und den Gesteinsbrocken, die die Vertiefung versperrten, zwölf gemeißelte Steine frei. Elf von ihnen bestehen, wie der ganze Tuja Og, aus ockerfarbenem, äußerst bröckligem Sandstein. Nur seine seit Jahrhunderten der Luft ausgesetzte Oberfläche ist in einigen Millimetern Tiefe etwas härter. Alles deutet darauf hin, das es sich um die Reste eines Frieses handelt, der den Eingang der Höhle einstmals geziert haben muß. Ihn in seiner Gesamtheit oder doch wenigstens seine Darstellung zu rekonstruieren ist leider unmöglich. Die Plünderer hatten mit ihrer Explosion einen guten Teil des Eingangs und seines Frieses in Pulver verwandelt.

Acht von diesen elf Steinen zeigen nur unvollständige Linien, die zu rein ornamentalen Motiven zu gehören scheinen, ohne daß das jedoch mit Gewißheit behauptet werden kann. Auf einem anderen erkennt man ein lateinisches Kreuz, was allerdings infolge der Bruchstellen innerhalb einer möglicherweise größeren Darstellung auch eine Täuschung sein kann. Obwohl die beiden letzten auch nicht mehr als Bruchstücke des Frieses sind, geben sie dagegen vollständige Darstellungen wieder.

Auf einem von ihnen (Foto 6) – wir erinnern daran, daß es sich nur um ein durch die Explosion willkürlich herausgebrochenes Stück handelt – mit einer Breite von 24 cm an der Grundlinie und einer Höhe von 25 cm sieht man ein wohlbekanntes Zeichen (Abb. 10): die doppelte Todesruna der germanischen Epigraphie, die sich sowohl auf den skandinavischen Stein-Inschriften der Bronzezeit als auch auf den kontinentalen Steinzeichen des Mittelalters findet. Von den beiden anderen Motiven ist uns eines unbekannt und sagt uns

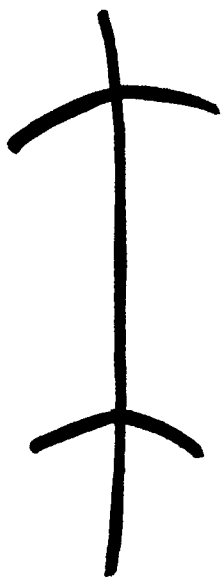


Abb. 10: Doppelte Todes-Runa am Fries der offenen Felshöhle am Tuja Og.

nichts. Das rechte dagegen (Abb. 11), dem wir schon im brasilianischen Nordosten, in Sete Cidades³, begegneten, erinnert, auch wenn ihm der Stiel fehlt, an den Dreizack des Poseidon, des Fosite der Friesen. Und diese Friesen, an den Küsten der Nordsee angesiedelt, unterhielten enge Beziehungen zu ihren Nachbarn in Schleswig, von denen sie sich nicht immer deutlich unterschieden. Das fragliche Zeichen taucht erneut auf dem letzten Stein der Gruppe auf (Foto 7), und zwar unter sechs Runenzeichen, von denen das erste allein steht, während die restlichen fünf in zwei Gruppen von zwei bzw.

drei Zeichen untereinander verbunden sind. Diese Stein-Inschrift erinnert in ihrem Aussehen merkwürdig an eines der Sinnbildzeichen, das wir früher auf der „Schatz-Urne“ vom Cerro Moroti² entdeckten. Sie unterscheidet sich von ihm jedoch dadurch, daß sie eine alphabetische Zeichenfolge darstellt, die in unserer Schrift

aukoss

ergibt.

Diese Aneinanderreihung von Buchstaben ist völlig unübersetzbar. Tatsächlich erscheint die erste der Runen unmittelbar am Rand der Bruchstelle, so daß sich sehr wahrscheinlich



Abb. 11: Fosite-Dreizack am Fries der offenen Felshöhle am Tuja Og.

vor ihr noch weitere befunden haben. Hinter der letzten kann man fast vollständig ausgelöschte Striche wahrnehmen, die zu anderen Zeichen gehören müssen. Was übrig geblieben ist, ergibt zwei verständliche nordische Wörter: *auk*, von *auki* = Sprößling, Nachkomme; und *oss* = wir. Wir wissen, daß *auki* der Titel war, den die Söhne des Inka vor ihrer Vermählung trugen.

Bleibt schließlich noch der zwölfte Stein, der aus einem härteren und helleren Sandstein besteht und offenbar nicht zum



Abb. 12: Fosite-Dreizack auf einem im Geröll der offenen Felshöhle am Tuja Og gefundenen Stein.

Fries gehörte. Er zeigt ein einziges Motiv (Abb. 12), das demjenigen auffällig ähnelt, dem wir schon zweimal begegneten: einer Art Dreizack ohne Stiel.

Vervollständigen wir diese Analyse der Inschriften vom Cerro Corá mit der Erwähnung des merkwürdigen „Wappenschildes“, das an der Westseite des Cerro Tupä, 2 km südlich des Tuja Og, zu sehen ist. Es handelt sich um ein Quadrat



Abb. 13: „Wappen“ vom Cerro Tupä: die vier Runen-Buchstaben der oberen Reihe.

von 10 m Seitenlänge, dessen nackter Fels sich von der es rings umgebenden Vegetation abhebt. Es ist in vier „Felder“ geteilt durch ein Kreuz, das tief in den Felsen eingegraben ist, wir wissen nicht, ob auf natürliche oder künstliche Weise. Im oberen linken Feld (vom Beobachter aus gesehen) sind sechs Reihen eingetriebener Schriftzeichen deutlich zu erkennen, denen die Erosion schwer mitgespielt hat. In der ersten Reihe

befinden sich nur vier lesbare Runen (Abb. 13), die für uns keinen Sinn ergeben. Die dritte (Abb. 14) besteht aus großen Zeichen runenartiger Erscheinung ohne (für uns) erkennbare Bedeutung und (weiter unten) aus einer Zeichnung, die vielleicht ein Schiff darstellt, demjenigen auf den Steinzeichnungen des Cerro Polilla² nicht unähnlich, ja vielleicht sogar dem

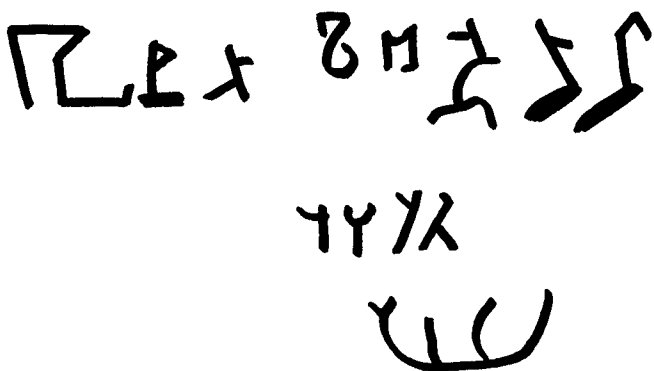


Abb. 14: „Wappen“ vom Cerro Tupä: große Runen-Zeichen.

gut zu erkennenden Drakkar, den Araripe im Nordosten Brasiliens entdeckte³. Alles, was wir soeben gesagt haben, erfordert jedoch die größte Zurückhaltung, da wir das „Wappen“ nur mit Lupe und Teleobjektiv entdecken und festhalten konnten. Die sonst noch vorhandenen Linien sind völlig unlesbar; man errät sie mehr, als daß man sie sieht.

4. Das Bad der Krieger

Im Süden des Cerro Itaguambypé, des Mauer-Berges, entspringt ein kleiner (schon erwähnter) Bach, der Aquidabán-Nigui, der sich zunächst nach Norden wendet, um dann einen weiten Bogen zu beschreiben, der ihn in den Aceite-Bach münden läßt, einen Zufluß des Aquidabán unterhalb des Cerro Corá. Rund 100 m von dem Kreuz entfernt, mit dem die Stelle gekennzeichnet ist, wo der Marschall López den Tod fand, wird sein Lauf von einem Wasserfall unterbrochen, an dessen Fußende sich ein natürliches Schwimmbekken mit sandigem Grund gebildet hat, dessen ruhiges und sauberes Wasser zum Baden einladet. Die hier stationierten Soldaten benutzen es häufig.

Man gelangt zu diesem paradiesischen Plätzchen auf einem Weg, der zu der Spitze des Felsens führt, über dessen Rand sich der Wasserfall ergießt, und der – zumindest in der trockenen Jahreszeit – nur zum Teil von Wasser bedeckt wird. An der Seite der Kaskade erhebt sich der Fels etwas mehr als 3 m hoch über einem entzückenden kleinen Strand, der den einzigen Zugang zu dem unmittelbar daneben gelegenen Schwimmbekken darstellt. Es verwunderte uns daher nicht, vier in die Felswand gehauene Stufen vorzufinden, von denen mindestens eine besonders gut erhaltene so scharfe Kanten aufwies, daß sie nur mit einem Instrument aus Metall hergestellt worden sein konnten. Wer hätte es uns verdenken können, die Gelegenheit mit einem Sprung ins frische Wasser auszunutzen. Beim Herabsteigen stellten wir fest, daß es uns trotz unserer Größe (1,80 m) und unserer langen Beine einige Mühe machte, die riesigen Stufen mit einem Schritt zu nehmen. Ein paraguayischer Soldat von 1,60 m Größe mußte sich

mit den Händen aufgestützt von Stufe zu Stufe gleiten lassen. Der Aufstieg wurde für ihn eine wahre Kletterpartie und erforderte selbst von uns eine ungewöhnliche Anstrengung. Vom Boden bis zur ersten steinernen Stufe maßen wir 85 cm, 65 zwischen der ersten und der zweiten, 60 zwischen der zweiten und der dritten und 90 zwischen der dritten und der vierten. Das bedeutet, daß diese Stufen von Menschen geschlagen wurden, die größer waren als wir, also weder von Paraguayern noch Spaniern, ganz zu schweigen von den Guaraní, die außerdem keine Metall-Instrumente kannten. Denn niemand hätte die Treppenstufen so hoch gemacht, daß ihre Benutzung schwierig oder gar unmöglich würde. Alles führt daher zu der Überlegung, daß die Steintreppe vom Aquidabán-Nigui ein Werk der Wikinger war. Zu deren Körpergröße besitzen wir einen sehr genauen Hinweis: ihre Nachkommen, die Guayakí, haben infolge ihres degenerativen Zwergwuchses eine durchschnittliche Körpergröße (für Männer) von 1,57 m, aber einen Kopf und Geschlechtsteile, die Männern von 1,90 m oder mehr entsprechen. Die Soldaten vom Cerro Itaguambypé benutzten also das natürliche Schwimmbecken zum Baden wie es heute diejenigen vom Cerro Corá tun – das Natürlichste von der Welt. Diese Schlußfolgerung wird bestärkt durch das Vorhandensein einer Mauer, die auf der Höhe des Wasserfalls am Ufer des Baches mit dem Zugangsweg parallel verläuft. Es handelt sich um eine 16,80 m lange Steinwand von 1,90 m Höchstbreite, deren höchster Punkt sich heute 1,43 m über dem Erdboden befindet. Die Mauer, die zum Weg führt, ist aus senkrecht aneinandergereihten, vollkommen glatten und eindeutig von Menschenhand bearbeiteten Steinplatten errichtet. Wozu?

Die Antwort auf diese Frage gibt uns eine Anhäufung von Steinen, die man noch genau hinter der Mauer zwischen den Bäumen bemerkt. Diese unbearbeiteten Steinblöcke wiegen jeder zwischen 10 und 20 kg und konnten daher leicht transportiert werden. Sie sind von der Art, wie sie die Wikinger, wie wir im Kapitel III sehen werden, zur Errichtung der Mauern einiger ihrer Gebäude benutzten. Der Sandstein, aus dem sie bestehen, ist rötlicher als der der umliegenden Felsen, die eher von grauem Farbton sind. Sie wurden also hierher geschafft. Aus all dem ergibt sich, daß die Mauer vom Aquidabañ-Nigui als Fundament für eine der Wände eines Gebäudes gedacht gewesen sein muß, das den Wasserfall beherrschte.

Wozu diente diese Konstruktion? Es war gewiß kein Umkleideraum, denn die Wikinger schämten sich ihres Körpers nicht. Es ergeben sich zwei mögliche Erklärungen, die sich anderseits auch nicht gegenseitig ausschließen. Die erste ist, daß das fragliche Gebäude eine Wache war, eine kleine Befestigung, um die unbewaffnet Badenden zu beschützen. Die zweite wäre, daß es sich um eine Sauna handelte. Man weiß, daß die Wikinger auch in Amerika diese Art eines Dampfbaues *sui generis* als Sitte beibehalten hatten, da die Indianer Mexikos sie bis in die kleinsten Einzelheiten übernommen hatten¹. Es wäre daher nicht überraschend, sie auch in Paraguay anzutreffen.

5. Ein militärischer Stützpunkt der Wikinger

Unsere vorhergehenden Expeditionen hatten uns gestattet, im Gebirge von Yvytyruzú² ein Monument der Wikinger zu entdecken, dessen Runen-Inschriften dadurch bedeutsam

waren, daß sie einzuschlagende Marschrichtungen angaben. Es handelte sich um eine Station an der Kreuzung der *Peaviru*-Straßen, ganz einfach eine Etappen-Unterkunft, wie die *tampu* der inkaischen (und vorinkaischen) Königlichen Straßen, die gleichzeitig als Kultstätte diente. Die Gebäude, die sie bildeten, verschlang der Urwald. Was blieb, war ein kaum bearbeiteter Felsblock mit dem „Wegweiser“ und einigen in den Fels getriebenen Darstellungen, darunter ein prachtvolles Bild Odins, des Sonnengottes. Was das Dorf von Cerro Morotí² betrifft, wo wir bei Ausgrabungen Bruchstücke von Keramik mit Runen-Inschriften entdecken konnten, so wissen wir nur, daß es im Jahr 1626 von den Guayakí, den Nachkommen der Wikinger, zerstört wurde, die sich dort aufhielten. Wir wissen nicht, ob es vor der Zerstörung des Reiches von Tiahuanacu um das Jahr 1290 eine bedeutende Ortschaft war oder ob es später von Flüchtlingen gegründet wurde. Diese zweite Hypothese ist die wahrscheinlichere, da wir dort, wo es sich befand, keine Spuren von Gebäuden aus Stein fanden.

Cerro Corá bietet uns ein völlig anderes Bild. Eine Festung, vor allem wenn eine ihrer Mauern 300 m lang ist, setzt tatsächlich eine umfangreiche Garnison voraus, die wahrscheinlich in einer feindlichen Umgebung errichtet wurde und jedenfalls dazu bestimmt war, einen Punkt von besonderer Bedeutung zu beschützen. Hier mußten die Wikinger wie in allen Ostmarken ihres Reiches die Guaraní als Hilfstruppen verwenden. Es waren keine Soldaten, sondern Krieger, die in friedlichen Zeiten nach altüberlieferter Sitte in ihren Dörfern lebten und bei Krieg Milizen unter dem Befehl weißer Offiziere bildeten. Der befestigte Ort muß also als Zuflucht für die Familien der Kombattanten gedient haben, was seine

Ausmaße erklären würde, aber er stellte gleichzeitig ein sicheres Bollwerk dar, von dem aus man sowohl den Berg der Berge im Westen als auch das Gebiet kontrollieren konnte, das sich im Osten und Südosten bis zum Ypané-Fluß und vielleicht sogar darüber hinaus erstreckt.

Es ist also kein Zufall, daß wir im Süden des Itaguambypé, jenseits des Überganges, den heute die beiden vom Cerro Corá in östlicher und südlicher Richtung ausgehenden Straßen benutzen, die von Wikingern hinterlassenen Spuren finden. Die Plattform auf dem Gipfel dieses Berges, die zur Beobachtung und möglicherweise auch zu kultischen Zwecken diente, mit ihrer genau ausgerichteten Windrose, mit dem Balken-Kreuz, mit der geometrischen Darstellung unbekannter Bedeutung und der andeutungsweise anthropomorphen Gestalt (vielleicht einem Sonnensymbol), die in den Boden eingetrieben sind, befindet sich gegenüber dem „Turm“ der Mauer. Wer sie benutzte, steht außer Zweifel. Zu dieser Feststellung genügt die Runen-Inschrift, die wir (unvollständig, aber verständlich) auf einem der Bruchstücke des Frieses entdeckten, der die ein paar Meter tiefer gelegene offene Felshöhle zierte. Es ist ebensowenig ein Zufall, daß der ein paar Kilometer weiter den Weg nach Süden beherrschende Götter-Berg auf seiner Ostseite ein „Wappenschild“ trägt, auf dem trotz der durch die Erosion angerichteten Schäden noch Runen- und runenähnliche Zeichen zu erkennen sind, ja sogar die Umrisse eines Schiffes, wie wir sie im Zusammenhang mit anderen Zeugnissen aus der Wikingerzeit schon in Paraguay und Brasilien fanden.

Die Mauer einer im Stil der vorinkaischen Gebäude auf der Anden-Hochebene (wo die Dänen die Hauptstadt ihres Reiches hatten) errichteten Festung, die Runen- und runenähnli-

chen Inschriften des Tuja Og und des Cerro Tupä und schließlich die Stufen im Felsen eines Wasserfalles, die mit einem Instrument aus Metall geschlagen wurden, und die nur von Menschen beträchtlicher Körpergröße benutzt werden konnten – es fehlt gewiß nichts mehr, um festzustellen, daß der Cerro Corá einen militärischen Stützpunkt an strategischem Ort darstellt. Wir müssen jetzt nur noch wissen, welchen Zwecken er diente.

II. DIE UNVERSEHRTE TOTENSTADT

1. Ein merkwürdiger Berg

Es war im Jahr 1940. Fritz Berger hatte auf einem seiner üblichen Streifzüge durch den Urwald soeben den Ypané-Fluß an einer seichten Stelle durchritten, etwa 10 km Luftlinie süd-südöstlich vom Cerro Corá und fast 30 km auf den früher von ihm benutzten Wegen von diesem entfernt (s. Kartenskizze Abb. 73, S. 214). Vor ihm breitete sich eine Pferdekoppel aus, wie man in dieser Gegend eine von Hügeln umgebene natürliche Ebene fälschlicherweise nennt, an deren Rand sich ein kleiner Berg erhob. Hier, so hatten ihm die Indianer gesagt, befand sich die Ruhestätte des Königs Ipir.

Der fragliche Berg ist offensichtlich nicht mehr als ein Felsen von einigen 40 m Höhe (Foto 8), der zwei Kämme hat und bis zur halben Höhe (wie alle Erhebungen des Amambay-Gebirges) eine dichte Bewachsung trägt. Die Eingeborenen, damals die einzigen Bewohner der Zone, nannten ihn in ihrer Guaraní-Sprache Yvyty Perö, den Kahlen Berg. Den gleichen Namen in seiner spanischen Form (Cerro Pelado) trägt heute ein anderer Felsen im Yvytyruzú-Gebirge 500 km weiter südlich, an dessen Fuß wir einige ausgezeichnete Runen-Inschriften entdeckten².

Was „Don Federico“ – wie Fritz Berger vertraut genannt wurde – auf dem Yvyty Perö wirklich sah, wissen wir nicht. Uns ist nur bekannt, daß er von dort mit der Überzeugung

zurückkehrte, daß der Berg eine Grabstätte war, ein wahrer unterirdischer Palast, den man um die Grabkammer des Weißen Königs errichtet hatte. Seine Beobachtungen müssen so genau und seine Argumente so überzeugend gewesen sein, daß die AGA ein Truppen-Detachement dorthin entsandte und am Ufer eines Fließchens unweit des Hügels ein Lager mit Holzhäusern errichten ließ. Der Major Samaniego hatte sich tatsächlich entschlossen, den wieder mit dem Namen Ipir bezeichneten Berg öffnen zu lassen.

Wo sollte man damit anfangen? Fritz Berger besaß ein Instrument, das wir nicht genau erklären können, das uns aber von zwei zuverlässigen Zeugen – einem Offizier und einem Unteroffizier, die damals bei der AGA Dienst taten – beschrieben wurde: es hatte das Aussehen eines Theodolits, über dem sich eine große „Uhr“ befand, und es erlaubte, das Vorhandensein von Metallen und deren Beschaffenheit zu bestimmen. In der Senke zwischen den beiden Kämmen des Hügels, so wurde uns weiter berichtet, befand sich eine quadratische Grube von einigen Metern Tiefe, auf deren Boden der Apparat das Vorhandensein von Gold anzeigte. Die Soldaten begannen zu graben. Das machte anfangs keine Schwierigkeiten. Haufen von weicher Erde und Steinen wurden ausgehoben. Das leichte Ergebnis waren zwei von Menschenhand bearbeitete Fundstücke: das eine ein dreieckiges Stück Gold, das „die abgebrochene Ecke eines Tisches zu sein schien“, das andere ein von einer Hand gekrönter Stab aus dem gleichen Metall. Wenig später stieß man auf den Sandstein, aus dem der ganze Berg besteht. Man mußte zu Dynamit greifen, das in Asunción bestellt wurde. Inzwischen hatte sich die Grube mit Regenwasser gefüllt. Man besorgte eine Pumpe, was Wochen in Anspruch nahm. Ende 1941 hatte die

Ausgrabung eine Tiefe von 18 Metern erreicht. Um weiter voranzukommen, waren Sprengstoffe unerlässlich, die Paraguay damals nicht selbst herstellte, sondern aus Deutschland oder den USA importierte. Beide Länder befanden sich im Krieg. Man mußte die Arbeiten unterbrechen.

Ende 1942 wurden die Arbeiten wiederaufgenommen, diesmal mit einem kleinen Preßluftbohrer. Von der Seite des Berges her wurde ein zweites Bohrloch schräg in Richtung auf das bereits vorhandene vorgetrieben, so daß sich die beiden Stollen (zur besseren Ventilation) an der tiefsten Stelle des zuerst begonnenen trafen. Auf 23 Meter senkrechter Tiefe, d. h. am Fuß des Hügels, stießen die Soldaten auf ein Gestein, das sich als undurchdringbar erwies. Ein Bohrer nach dem anderen brach ab. Man versuchte es mit Sprengstoff. Aber da man keine Sprenglöcher bohren konnte, ergaben sich nichts weiter als Kratzer auf dem, was Berger für das „Dach“ des unterirdischen Palastes hielt. Die von uns befragten Zeugen versicherten, es habe sich um ein zweifellos künstliches Material gehandelt, das dem Zement ähnelt, nur daß es noch härter als dieser war.

Ein dritter Versuch wurde 1944 am Fuß des Berges unternommen. Tatsächlich öffnete sich an der Seite des Berges in etwa 10 m Höhe ein weiteres quadratisches Loch. An seiner Rückwand fiel eine Inschrift auf, deren von der Erosion beeinträchtigte Zeichen nicht dem lateinischen Alphabet zugehören schienen. Aber auch hier kam man wegen der Härte des Gesteins nicht weiter. Verschiedene Vorfälle bewirkten, daß die Arbeiten dann ganz eingestellt wurden. Von den Anstrengungen dreier Jahre blieben nur immer undeutlicher werdende Erinnerungen. Die goldenen Fundstücke sind ebenso verschwunden wie das, was Fritz Berger in einem

Brief an seine Freundin in München aus dem Jahr 1941 erwähnte: eine „Platte von 14 x 10 cm – Stein oder Metall – so glänzend wie ein Diamant“, verschiedene Nachbildungen von Köpfen, einige Amphoren und Apparate „alle von hohem künstlerischem Wert“, die einen mit dem Abraum vermischt, die anderen „wie im Museum aufgestapelt“, die Skulptur einer Frau (Abb. 15) aus „Alabaster oder feinstem Porzellan“, 1,20 m lang und an liegende Figuren mittelalterlicher Gräber erinnernd, zwei mit unerkennbaren Personendarstellungen verzierte Würfel ähnlich „wie geschliffene Diamanten“ (Abb. 15).

Während „Don Federico“ die Ausgrabungen leitete, widmete er gleichzeitig einen guten Teil seiner Zeit der Vermes-



Abb. 15: Liegende Frauengestalt in der Umgebung des Cerro Ipir, nach Fritz Berger.

sung des Berges. Seine äußeren Ausmaße boten keinerlei Schwierigkeiten. Aber unser Ingenieur ging viel weiter und entwarf einen Plan der unterirdischen Anlagen. „Das Gebäude ist außerordentlich groß“, schrieb er im Oktober 1941. „Ich habe es noch nicht völlig untersuchen können. Es hat wahrscheinlich achthundert Räume, vielleicht mehr. Es ist interessant festzustellen, wie diese Leute auf den Zentimeter genau arbeiteten. Ich fand Polygone, die arithmetisch so exakt waren, wie sie der beste Ingenieur nicht konstruieren könnte. Die Stärke der Mauern . . . Separate Räume, die jedoch untereinander durch ein System von Gängen verbunden sind . . . Alles ist so genau, ohne einförmig zu sein . . .“ Handelte es sich um einen seiner Wachträume, in denen Fritz Berger sich so oft verlor? Oder hatte er sich vielleicht einer Arbeitsmethode bedient, die uns nicht bekannt ist? Wir wissen es nicht. In seinen Briefen finden wir nur einen Hinweis: „Während wir heute eine Explosion im Stollen durchführten, spürte ich in einer Entfernung von etwa 200 m die Schwingungen in den Hohlräumen unter mir.“ Die Methode ist brauchbar. Auch wir wandten sie an, ohne damit allerdings unterirdische Säle feststellen oder auf den Zentimeter genaue Polygone entdecken zu können.

Wir wußten nicht mehr als dies über die Forschungen der AGA, als wir 1977 unser Lager am Fuß des Cerro Ipir aufschlugen. Es lag 100 m von einem Bauerngut entfernt, das sich dort seit etwa zwanzig Jahren befindet. Wir waren auf unpassierbaren Wegen dorthin gelangt, dank einem Unimog, den uns Mercedes-Benz Argentina zur Verfügung gestellt hatte. Der Hügel liegt am Rand einer kahlen Hochfläche, die sich nach Süden in einer kleinen Ebene fortsetzt, wo heute Zebu-Rinder weiden. Rings herum ist undurchdringlicher

Urwald, in den vorzustößen uns unser geländegängiges Fahrzeug erlauben sollte.

Was uns an erster Stelle interessierte, war natürlich der Hügel selbst. Ein Mitglied unserer Expedition, der Ingenieur Vicente Pistilli, brauchte nicht lange zu der Feststellung, daß der Hügel keineswegs künstlich aufgeschüttet, sondern vollkommen natürlich gewachsen ist. Das hatten wir erwartet, wie wir auch wußten, daß es uns nicht möglich sein würde, bis zu dem von Berger bezeichneten Hohlraum vorzudringen, wenn wir nicht über technisch bessere Mittel verfügten als seinerzeit das paraguayische Heer. Wir wollten wenigstens die von der AGA ermittelten Daten bestätigen und vor allem feststellen, ob sich die Hochfläche tatsächlich über einem Hohlraum wölbe. Wir fanden die Grube und den Stollen intakt. Die Inschrift an einer der Wände dieses letzteren konnten wir wegen ihres schlecht erhaltenen Zustandes nicht aufnehmen, aber der *uruz* (das u der Runenschrift), der auf ihr deutlich zu lesen ist, sagt genug über ihren Ursprung. Das war für uns wesentlich.

Wir mußten auf den Grund der Ausschachtungen gelangen. Hermann Munk hatte als guter Tiroler sein Kletterseil mitgebracht. An ihm konnte er sich bis auf den Grund herunterlassen. Nach Entfernung von Geröll und trockenem Laub, die sich im Lauf der letzten dreißig Jahre dort angesammelt hatten, drang er bis zu der Gesteinsplatte vor, deren weißliche Farbe sich deutlich von dem rötlichen Sandstein abhebt, aus dem der Berg besteht. Aber es war ihm, selbst unter Zuhilfenahme von Bergpickel und Geologenhammer unmöglich, auch nur das geringste Stückchen dieses Gesteins loszubrechen. Er konnte lediglich feststellen – und das war das Wichtigste – daß seine Schläge auf die Platte hohl klangen. Also

hatte Fritz Berger recht. Wir mußten uns jetzt nur noch vergewissern, daß die festgestellte Höhlung tatsächlich die Ausmaße hatte, die er ihr zuschrieb. Da wir über keine Echo-sonde verfügten, blieb uns nichts anderes übrig, als – auf leider recht primitive Weise – eine Schallwelle vom Grund der Stollen auszusenden. Wir ließen also hier nacheinander ein Dutzend Knallkörper explodieren und horchten, das Ohr auf den Boden gepreßt, in immer größeren Abständen von dem Hügel auf die so hervorgerufenen Schwingungen. Wir konnten dabei feststellen, daß sich die Schallwelle unter der Erde ebenso schnell fortpflanzte wie in der Atmosphäre. Das war bis zu einer Entfernung von 200 m der Fall, genau derselben, die Berger angegeben hatte. In größerer Entfernung war nichts mehr zu hören, was nicht überraschen kann, wenn man die unvergleichliche schalldämpfende Kraft des Sandsteins in Betracht zieht, eines Gesteins, das sich unter starkem Druck aus Sand gebildet hat. Im Gegenschluß konnten wir feststellen, daß sich dort, wo die Schallwelle unter der Erde hörbar war, tatsächlich ein Hohlraum befand.

Ein natürlicher Hohlraum? Das wäre unter einer Hochfläche möglich. Aber logischerweise nicht unter diesem Hügel. Sandstein hat ein hohes spezifisches Gewicht. Andererseits ist er leicht brechbar. Diese beiden Eigenschaften zusammen hätten bewirken müssen, daß jeder Hohlraum unter einem Hügel zusammengebrochen wäre, dessen Last keine Felschicht hätte aushalten können. Außerdem gibt es in der ganzen Gegend keine Kalkvorkommen, aus dem sich ein natürlicher Zement hätte bilden können. Es scheint daher, daß das Gestein, auf dem der Hügel ruht, in regelrechter Bergwerksarbeit von Menschenhand gelegt wurde.

Wenn das so wäre, müßte der unterirdische Hohlraum einen

Zugang von außen haben. Wir hatten nicht viel Hoffnung, ihn zu finden. Wir unterließen es jedenfalls nicht, den Hügel und seine Umgebung Meter für Meter abzusuchen. Die Soldaten eines Pionier-Bataillons, die uns der Verteidigungsminister (der ehemalige Major Samaniego) zur Verfügung gestellt hatte, wühlten jede Unebenheit des Geländes, unter der sich ein Gang hätte verbergen können, um und um. Vergebens. Entweder wurde der Eingang schon vor Jahrhunderten verschüttet, und seine Spuren wurden von der Natur restlos verwischt, oder er befand sich kilometerweit entfernt. Dann hätte nur der Zufall ihn uns finden lassen können. Er war uns in diesem Fall nicht hold. Wir mußten versuchen, uns (leihweise) Maschinen zu besorgen, mit denen wir die Gesteinsplatte aufbrechen konnten. Vielleicht würden wir Glück haben.

2. Das Land Dornröschens

Für Fritz Berger war der Cerro Ipir nur das Zentrum eines weiten in längst vergangenen Zeiten dicht bevölkerten Gebietes. Lassen wir ihn, wie er das so häufig tat, von gigantischen Palästen, Tempeln und Werkstätten phantasieren, die er überall „bis zum Horizont“ sah, und denen er großzügig ein Alter von „6000 oder 500 000 Jahren“ beimaß. Typische Halluzinationen eines „Spinners“. Aber dieser „Spinner“ wußte aus dem „Land Dornröschens“, wie er es selber nannte, in die Wirklichkeit zurückzukehren, wenn er sich vor einem technischen Problem befand. Dann war er wieder der Ingenieur mit seinem Zollstock, seinem Rechenschieber und dem Metall-Suchgerät, der, wenn es nötig war, technische

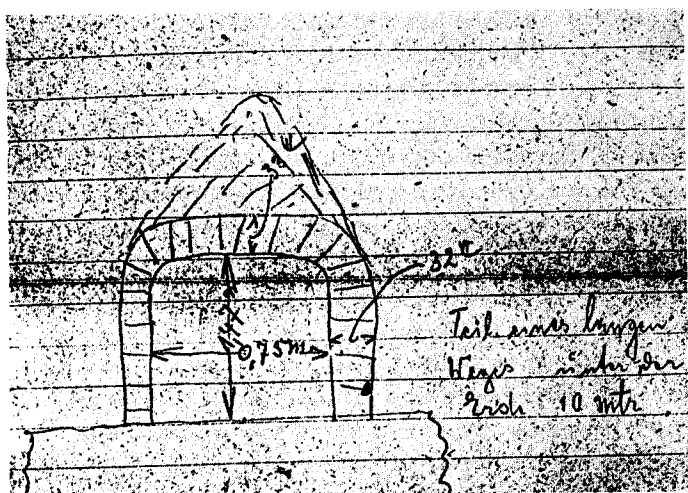


Abb. 16: Tunnel in der Umgebung des Cerro Ipir, nach Fritz Berger.

Zeichnungen von höchster Genauigkeit anfertigte. Wir können ihm also glauben, wenn er, aus seinen Träumereien erwacht, erklärte, eine Platte gefunden zu haben, die eine Mischung aus Eisen, Schmelzguß und Koks oder „einem guten Portlandzement-Mörtel, viel besser als wir ihn heutzutage kennen“ war, oder wenn er von einer zementierten Furt unter dem Wasser des Ypané-Flusses berichtet, dort, wo die Soldaten eine Brücke bauen sollten (was sie übrigens nie taten). Das sind konkrete Tatsachen. Die Ingenieur-Offiziere der AGA hätten bestimmt Felsgestein nicht mit Zement verwechselt. Diese Überlegung gilt auch für eine Entdeckung, die „Don Federico“ 1941 machte. Er stieß in der Nähe des Cerro Ipir in

25 m Tiefe auf einen unterirdischen Kanal, der bis zu einer Höhe von 1,50 m mit fließendem Wasser gefüllt war, wobei er nicht feststellen konnte, ob es sich um den Teil eines Systems für Abwässer oder zur Versorgung mit Frischwasser handelte. Wir wissen über diesen Kanal nichts Näheres, aber sein Vorhandensein könnte uns nicht überraschen, hatten wir doch im Verlauf unserer drei Amambay-Expeditionen häufig Bewohner dieses Gebietes von Bauten dieser Art berichten gehört, auf deren Spuren sie bei ihren Jagdunternehmen gestoßen waren.

Der erwähnte unterirdische Kanal ist durchaus nicht der einzige, den Berger entdeckt haben will. Schon 1940 schrieb er nach München, daß ihm Tunnel von 150 km Ausdehnung bekannt seien, und er fügte verschiedene Skizzen bei (Abb. 16

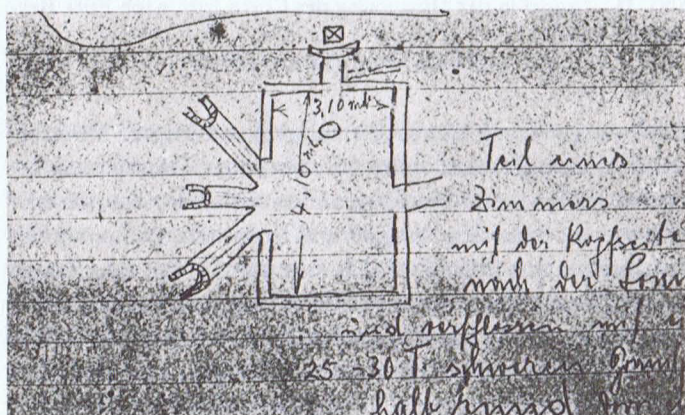


Abb. 17: Unterirdisches Zimmer in der Umgebung des Cerro Ipir, nach Fritz Berger.

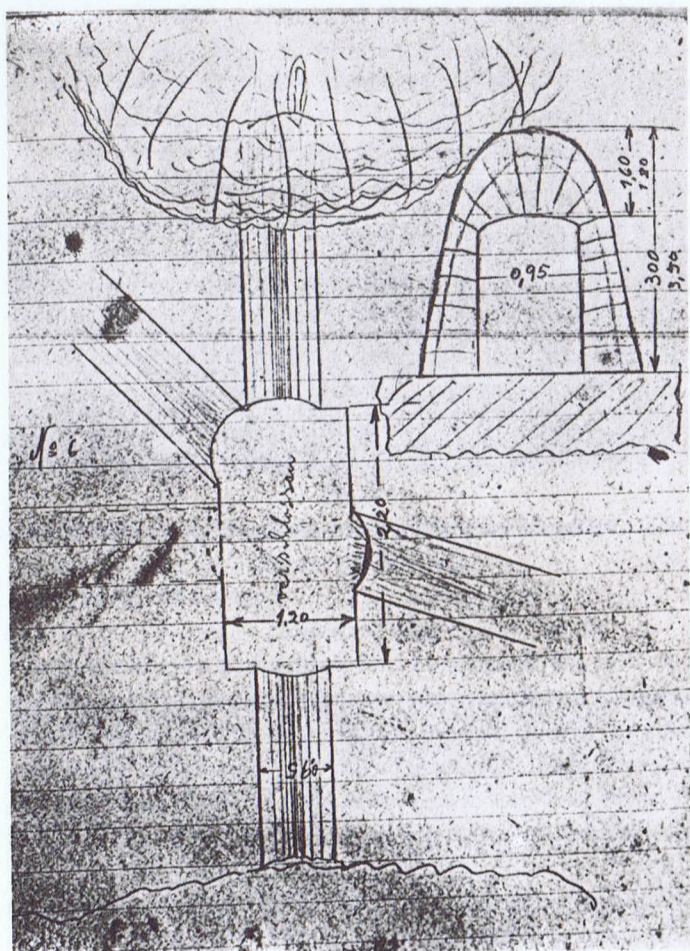


Abb. 18: Tunnel in der Umgebung des Cerro Ipir, nach Fritz Berger.

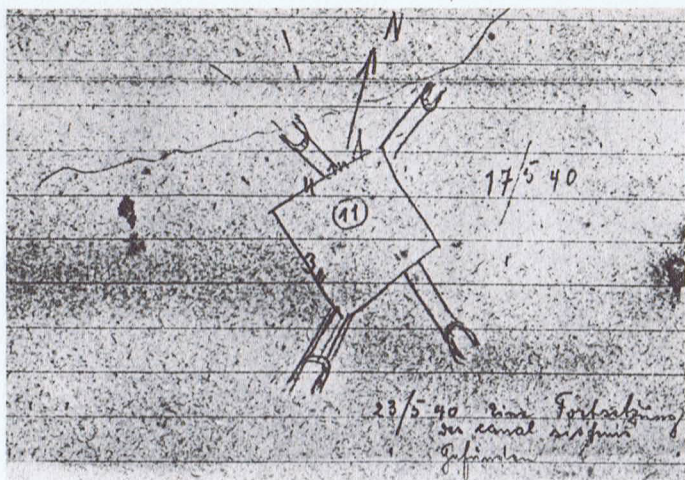


Abb. 19: Tunnel in der Umgebung des Cerro Ipir, nach Fritz Berger.

bis 19), auf denen man außerordentlich sorgfältige Querschnittsdarstellungen einzelner Abschnitte und Verteilungskammern sieht. Das sind gewiß nicht die Früchte von Wahnvorstellungen. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, festzustellen, daß die Abmessungen in Zentimetern angegeben werden, und daß die ganze Darstellung absolut korrekt ist.

Man kann auch nicht die Authentizität der halb verwischten Inschrift bezweifeln (Abb. 20), die unser Ingenieur über dem offenen Tor am Abhang eines nicht näher bezeichneten (und von uns nicht wiedergefundenen) Hügels in der Nähe des Cerro Ipir gefunden zu haben angibt. Und zwar aus zwei

Gründen. Einmal, weil sich eines seiner Motive – eine Art dreizehiger Fuß ohne für uns erkennbare Bedeutung – zusammen mit drei anderen Darstellungen über dem Eingang zum Grabhügel von Buritizal im brasilianischen Piauí befindet, wo wir die Wikinger-Kultstätte von Sete Cidades aufgrund ihrer Runen-Inschriften einwandfrei ermitteln konnten³. Zum anderen, weil die Gruppe von Zeichen, die man rechts neben einer undeutlichen Blumen-Darstellung sieht, aus Runen zu bestehen scheint. Der Zustand der Inschrift und die Primitivität der Darstellung erlauben uns nicht, deutlicher zu werden. Trotzdem ergibt die Übertragung in unsere Schrift, wenn wir die drei Zeichen von oben nach unten und die drei restlichen von unten nach oben lesen, als handle es sich um einen unvollständigen Kreis:

lik sik.

Das bedeutet in Nordisch (nach Hermann Munk):

gleichermaßen Sieg

oder (freier übersetzt):

trotzdem Sieg.

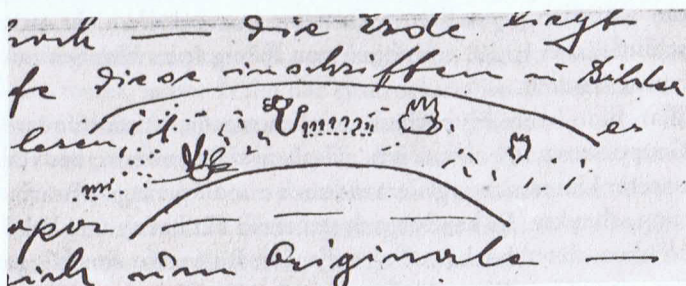


Abb. 20: Inschrift über einem Tor am Abhang eines Berges, nach Fritz Berger.

Die orthographischen Fehler und Ungenauigkeiten dieser Inschrift – verkehrtes *l*, latinisiertes *s*, *k* am Ende von *sik* statt *g*, wie es der alte Futhark erfordert, das offenbar verwendet wurde, wie sich aus der Form des *k* und dem Fehlen der Endung auf *r* im Nominativ Singular ergibt – sind in Südamerika nichts Ungewöhnliches. Wir haben die Gründe dafür in einer früheren Arbeit² untersucht und werden im Kapitel IV noch einmal darauf zurückkommen.

3. Ein nordischer Heiliger Hain

Wenden wir uns wieder unseren eigenen Forschungen zu. 500 m südlich vom Cerro Ipir sieht man auf der weiter oben erwähnten kleinen Ebene Felsblöcke aus dem Boden wachsen, die dem Ort den Namen Pora Ñu (= Feld der Toten) eintrugen. Einige von ihnen haben tatsächlich das andeutungsweise Aussehen von Grabsteinen mit liegenden Figuren. Es scheint, als wäre die Ähnlichkeit vor dreißig Jahren deutlicher als heute gewesen. Trotzdem handelt es sich nur um natürlich gewachsenes Gestein, was jedoch nicht ausschließt, daß einige von ihnen von König Ipirs Mannen behauen wurden.

Was diese letzte Hypothese möglich macht, ist eine andere Gruppe etwa 100 m von den „Grabstätten“ entfernt, der vor unserer Untersuchung niemand auch nur die geringste Beachtung schenkte. Es handelt sich um einen Halbkreis von Felsblöcken, deren höchster 3 m mißt. Der Bogen hat eine Länge von etwa 17 m (Foto 9). Er wird aus Natursteinen gebildet, von denen einige möglicherweise in ihrem Standort verändert wurden, aber auch aus geometrischen Blöcken, die eindeutig

von Menschenhand bearbeitet wurden. In seiner Mitte sieht man einen bearbeiteten Stein, auf den zwei andere Blöcke gestürzt wurden (zwei weitere scheinen heruntergefallen zu sein). Dieser Stein zeigt eine künstliche Vertiefung (Foto 10), aus der eine Quelle entsprungen sein muß, die heute, zumindest im Winter, als wir da waren, trocken ist. Das ist nicht nur aus der beckenartigen Form der Nische in ihrem unteren Teil zu schließen, sondern auch aus der Bewachsung um den Stein herum, die auf einen höheren Feuchtigkeitsgehalt hinweist als ihn der sonstige Boden dieser Gegend hat. Etwa 11 m von dem Halbkreis entfernt befindet sich ein großer Block natürlichen Steines von 2,50 m Höhe, in den ein Sessel so eingehauen ist, daß der darin Thronende der Mitte der Gruppe gegenüber sitzt.

Die ausgerichteten Steine, die Quelle, der „Predigtstuhl“, die Bäume – dies sind die Kennzeichen eines Heiligen Haines von eindeutig nordischem Typ. Tatsächlich weiß man, daß die Germanen im allgemeinen und besonders die Skandinavier, obwohl sie Gotteshäuser besaßen, den größten Teil ihrer religiösen Zeremonien unter freiem Himmel begingen. Das taten auch die in Südamerika ansässigen Wikinger, wie die vor fünfzig Jahren von Schwennhagen im Piauí, südlich des Amazonas, in der Nähe der eindrucksvollen Kultstätte von Sete Cidades³ aufgenommenen Heiligen Haine beweisen. Es ist daher nicht zu viel behauptet, daß das Vorhandensein eines solchen Ortes in der unmittelbaren Umgebung des Yvyty Perö genügt, um die Überlieferungen der Guaraní zu bestätigen, die aus dem Hügel die „ewige Ruhestätte“ eines vorkolumbianischen Weißen Königs machen. Aber es gibt noch andere Beweise, die diese Überlieferungen bekräftigen.

Drei Kilometer nordöstlich vom Cerro Ipir befindet sich eine

Gruppe von drei Hügeln: der Cerro Tejú (Berg des Kaiman), der Cerro Guaiví (Berg der Alten) und der Cerro Kysé (Berg des Messers). Dieser letztere, der kleinste von den dreien, ist etwa 60 m hoch. Sein Kamm wird an der höchsten Stelle von einer schmalen Steinbank gekrönt, deren Seiten senkrecht abfallen und deren Oberfläche mit eingetriebenen Zeichen bedeckt ist, die keinen Zusammenhang zu bilden scheinen. Man hat den Eindruck, es handele sich um *graffiti*, die einander folgende Besucher aufs Geratewohl in den Stein ritzten. Die Entzifferung wird um so schwieriger, als die Bank ja keine natürliche Ausrichtung hat, so daß man häufig nicht mit Gewißheit sagen kann, wo bei der Darstellung unten und oben ist.



Abb. 21: Unerklärliche Figur auf dem Gipfel des Cerro Kysé.

Der größte Teil der Zeichen vom Cerro Kysé sind bloße Striche, häufig parallel, manchmal gekreuzt, die man Indianern zuschreiben kann. Ähnliche findet man tatsächlich, gemalt oder eingeritzt, in dem ganzen von Guaraní bewohnten Gebiet Südbrasiens. Zwei Gruppen zeigen insgesamt andere Kennzeichen. Die erste (Abb. 21) ist zu schematisch gebildet, als daß man, trotz der unerwartet dreieckigen Form ihrer Anordnung, daraus irgendeine Schlußfolgerung ziehen



Abb. 22: Unerklärliche Striche auf einem französischen Wappen auf dem Gipfel des Cerro Kysé.

könnte. Die zweite (Abb. 22) dagegen stellt ein komplexes Ganzes dar, das schwerlich Eingeborenen zugeschrieben werden kann. In seiner Mitte sehen wir ein französisches Wappen (die Ähnlichkeit kann natürlich auch zufällig sein), in das Striche von der oben erwähnten Art eingezeichnet sind. Unten links stehen zwei Gruppen von Zeichen, die entfernt alphabetisch erscheinen, ohne jedoch lesbar zu sein. Oben rechts, über den unlesbaren „Schriftzeichen“, bemerkt man einen „Fosite-Dreizack“, wie wir ihn in der offenen Felshöhle vom Tuja Og (s. Kap. I,3) entdeckten, was genügen dürfte, um die Autoren der Inschriften, oder doch wenigstens einiger derselben, zu identifizieren.

Andere Zeichen lassen über diesen letzten Punkt keinerlei Zweifel. Eines von ihnen, auf das wir zweimal an getrennter

Stelle auf dem Felsen stießen (Abb. 23), ist ein *algiz* (*R*) des alten Futhark oder ein *hagalaz* (*h*) des neuen. In der Gruppe der Abbildung 24 sehen wir neben großen Zeichen, die für uns keine Bedeutung haben (obwohl eines von ihnen ein latinisierter *solewu* (*s*) von der Art sein könnte, wie wir ihn schon in der Station vom Yvytyruzú² vorfanden), eine Reihe kleiner Buchstaben, die Runen zu sein scheinen, deren schlecht erhaltener Zustand uns jedoch nicht erlaubte, sie mit einem Minimum an Sicherheit zu bestimmen. Zwei Zeichen in der Nähe dieser Gruppe – ein *odala* (*o*) und ein *uruz* (*u*) – sind eindeutig Runen.

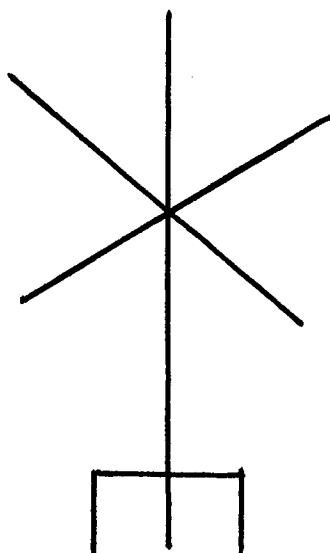


Abb. 23: Runen-Zeichen auf dem Gipfel des Cerro Kysé.

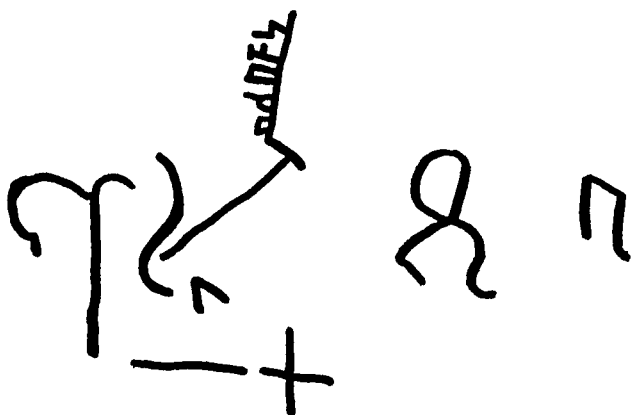


Abb. 24: Zum großen Teil verwitterter Runen-Zeichen-Komplex auf dem Gipfel des Cerro Kysé.

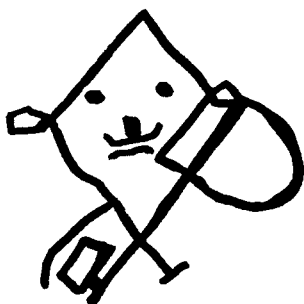


Abb. 25: Gestalt vom Cerro Kysé.

Es bleiben zwei Zeichnungen von besonderer Bedeutung. Die eine (Abb. 25) stellt eine Art Hampelmann dar, wie wir ihm, deutlicher abgehoben und wahrscheinlich besser darge-

stellt, auf einem Steinblock vom Cerro Guazú (s. Kap. IV), von einwandfreien Runen-Inschriften umgeben, wiederbegegnet werden. Die andere ist noch merkwürdiger. Es ist ein unvollständiges Fünfeck (Abb. 26), von dem eine geknickte

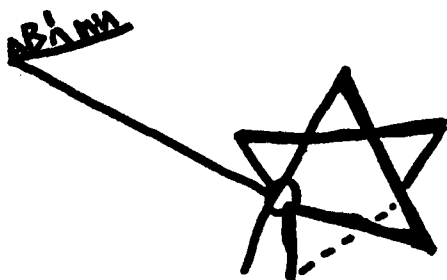


Abb. 26: Pentagramm vom Cerro Kysé.

Linie ausgeht, in deren oberem Teil wir eine Gruppe kleiner Schriftzeichen erkennen, deren drei erste – die anderen sind verwischt – den eindeutigen Anschein von Runen haben, obwohl es unmöglich ist, sie mit Gewißheit zu entziffern. Das Pentagramm oder der fünfzackige Stern, der den skandinavischen Wikingern unbekannt war, gehörte der esoterischen Symbolik des westlichen Mittelalters und ganz besonders derjenigen der Alchimisten zu. Sein Erscheinen auf dem Cerro Kysé läßt sich auf die – nur in einem Fall² bewiesenen – Kontakte zurückführen, die schon im 13. Jahrhundert zwischen Südamerika und der Normandie bestanden. Trotzdem stellt es beim Stand unserer Forschungen ein Mysterium dar, das wir vielleicht eines Tages aufklären werden. Aber welchen Ursprung diese geheimnisvolle Darstellung auch haben

mag, schließt sie doch jede Versuchung aus, die Gesamtheit der Inschriften Indianern zuzuschreiben.

4. Die Totenstadt der Könige von Tiahuanacu?

Die Bestätigung der Angaben über den Cerro Ipir konnte für uns gewiß nichts Überraschendes haben. Tatsächlich suchten wir schon seit Jahren die Grabstätte, auf die eine von uns in der Station von Yvytyruzú entdeckte² Inschrift (Abb. 27) hinwies:

töthhof om vrith rimi

oder übersetzt:

Begräbnisstätte am (oder: auf dem) wilden Bergzug.



Abb. 27: Runen-Inschrift vom Cerro Polilla im Yvytyruzú-Gebirge, die Lage eines Friedhofes angehend.

Das letzte Zeichen dieser Inschrift ist keine Rune, sondern eine angedeutete Hand, die nach Norden weist, das heißt genau in die Richtung, wo sich das Territorium der Wikinger zwischen dem Cerro Corá und dem Cerro Guazú erstreckt, und in dem sich der Yvyty Perö erhebt, dessen Name, aus

dem Guaraní übersetzt, mit dem Cerro Pelado (Kahlen Berg) gleichbedeutend ist, wie wir gesehen haben, an dessen Fuß sich die Station mit der oben wiedergegebenen Inschrift befindet. Was den „wilden Bergzug“ (das „Gebirge der Ungewitter“) betrifft, so ist diese Bezeichnung für das Amambay-Gebirge sehr zutreffend, das heute die Grenze zwischen Paraguay und Brasilien bildet, und dessen westliche Ausläufer bis in die Gegend unserer Entdeckungen reichen.

Aus Mangel an geeigneten Mitteln konnten wir den gewaltigen Hohlraum, der sich unter dem Cerro Ipir und der angrenzenden Hochebene erstreckt, nicht öffnen. Wir sind trotz der Gesteinsmasse, die sein „Dach“ bildet, nicht einmal ganz sicher, daß es sich um einen künstlichen handelt. Vielleicht wäre es klüger gewesen, überhaupt nicht von ihm zu sprechen, ehe wir uns Zugang zu ihm verschafft hätten, denn wir wissen wohl, daß die Nutznießer fremder Arbeit auf der Lauer liegen. Aber der Cerro Ipir hat im Zusammenhang mit unserer Forschung eine zu große Bedeutung, als daß wir es uns hätten leisten können, ihn hier zu verschweigen.

Es handelt sich in erster Linie um eine Stätte der Wikinger. Zwischen dem Cerro Corá und dem Cerro Guazú gelegen, fügt sie sich in einen eindrucksvollen Komplex ein, dessen nordischer Ursprung nicht mehr nachgewiesen zu werden braucht, wie wir im Kapitel I gesehen haben und im Kapitel IV noch sehen werden. An der Seite des Hügels gibt es eine runenartige Inschrift, in seiner Umgebung einen Heiligen Hain reinsten germanischen Stils und am Cerro Kysé einige Schriftzeichen vermutlichen Runen-Charakters sowie einige Zeichnungen, die sich keinesfalls Indianern zuschreiben lassen. In zweiter Linie besteht jede Wahrscheinlichkeit, daß der Cerro Ipir, wenn die unter ihm befindliche Höhlung wirklich

künstlich ist, worauf alle Anzeichen hindeuten, die in der Station vom Yvytyruzú erwähnte „Begräbnisstätte“ ist.

Die Wikinger pflegten, zumindest vor ihrer Bekehrung zum Christentum, ihre Toten zu verbrennen. Aber manchmal machten sie für ihre großen Heerführer eine Ausnahme, indem sie sie unter Grabhügeln beisetzen. Die Grabgrotten von Paracas in Peru, in denen 1925 Hunderte von präinkaischen Mumien gefunden wurden, von denen viele von Menschen nordischen Biotyps stammten, stellen bezeugtermaßen das Gegenstück der skandinavischen Grabhügel dar. Auf den ersten Blick ist es umso erstaunlicher, daß man in Tiahuanacu, der Hauptstadt des Wikinger-Reiches in Südamerika, niemals etwas Ähnliches gefunden hat.

Aber nur auf den ersten Blick. Denn wenn man die Lage bedenkt, in der sich die Männer von Tiahuanacu inmitten einer ungeheuren eingeborenen Bevölkerung befanden, wird man leicht verstehen, daß sie nicht sterben konnten, ohne in den Augen ihrer Untertanen ihren göttlichen Charakter zu verlieren. Man mußte daher ihre Leichen verschwinden lassen. Diejenigen, die der Gewohnheit entsprechend einer solchen Behandlung unterzogen wurden, konnte man heimlich verbrennen, aber es war unmöglich, für ihre zu bestattenden Führer Grabhügel zu errichten, die natürlich nicht unbemerkt geblieben wären. Vergeblich hatte man in der Gegend nach einem „Versteck“ ähnlich den Gruten von Paracas gesucht. Diese lagen auf einer Halbinsel, deren Zutritt man ohne Schwierigkeit jedermann verwehren konnte. Der einzige Ausweg bestand darin, die Leichname in eine weit von den Siedlungsräumen der Aymará und Quichua entfernte Gegend zu schaffen. Der Amambay, an einer der Straßen, die Tiahuanacu mit dem Atlantik verbanden, gelegen, bot alle er-

forderlichen Sicherheiten: die Guaraní, die dort lebten, begegneten den Indianern des Altiplano mit einem noch heute feststellbaren Haß, während ihre Treue und Anhänglichkeit gegenüber den Wikingern so groß war, daß diese ihnen die Bewachung ihrer Verbindungswege zu Land und auf den Wasserstraßen östlich der Anden anvertraut hatten³.

Natürlich handelt es sich nur um eine Hypothese. Um sie zu bestätigen oder zu widerlegen, müßte man sich zum Cerro Ipir gewaltsam Eingang verschaffen. Wenn sie zutrifft, gäbe sie uns die Erklärung – oder eine der Erklärungen – für das Vorhandensein der machtvollen Garnison, die die Wikinger von Tiahuanacu (wie der Itaguambypé beweist) in Cerro Corá unterhielten: sie hatte die Aufgabe, den Zugang zu der gewaltigen unterirdischen Grabstätte zu schützen, in der die toten Könige ruhten.

III. DER VERGRABENE TEMPEL

1. Der „Tupao Cué“

Hat man auf der Fahrt von der brasilianischen Grenze nach Asunción 160 km südlich des Cerro Corá mit der Fähre den Ypané-Fluß überquert, biegt von der Straße ein kleiner, nur bei gutem Wetter passierbarer Weg ab, der einen nach 32 km zu dem Dorf Tacuatí führt (Abb. 28). Zwischen den Holzhäusern mit ihren Rosen- und Hibiskussträuchern verläuft eine breite „Avenue“, deren dichte Grasdecke zu jeder Tageszeit Kühen, Schweinen und Eseln als Tummel- und Weideplatz dient, und die sich 400 m jenseits des Dorfes im Urwald verliert, der die Ufer des Ypané bedeckt. Hat man das hölzerne Gatter passiert, das den Eingang zum Dorf versperrt, sieht man zur Rechten, also im Osten, den Dorfplatz, in dessen Mitte sich ein aus Holz errichtetes Kirchlein erhebt. Sein Turm, gleichfalls aus Holz, hat die Form eines jener Wachtürme, wie sie in der heroischen Zeit des Landes dazu dienten, einen plötzlichen Überfall der Indianer rechtzeitig wahrzunehmen.

Dieser Platz ist nichts weiter als eine natürliche Weidefläche von etwa vier Hektar Größe, die zu planieren sich nie jemand die Mühe machte. Auf ihr sieht man überall unregelmäßige Erhebungen. Sie haben keine bestimmte Form mit Ausnahme derjenigen, die sich hinter der Kirche bis zu etwa 1 m Höhe erhebt. Sie stellt (oder vielmehr: stellte, bis wir eingriffen) ein Rechteck von etwa 29 mal 11 m dar. Die örtliche Überliefe-

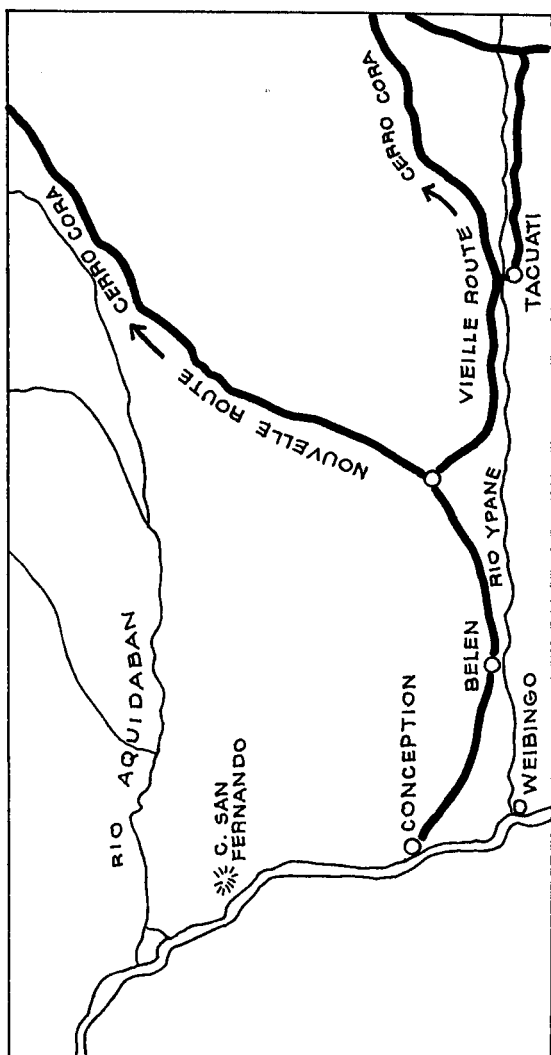


Abb. 28: Karte des Gebietes von Tacuati.

rung besagt, daß es sich um die Spuren eines *Tupao-Cué* handele, mit welchem Wort die Guaraní-Sprache einen alten Tempel oder eine alte Kirche bezeichnet. Die letzten Reste seines Oberbaues, einige Pfeiler aus Holz, wurden im Jahr 1869 von den brasilianischen Truppen niedergebrannt.

Als wir bei unserer ersten Amambay-Expedition durch einen reinen Zufall von der Existenz eines „vergrabenen Dorfes“ erfuhren, machten wir den kleinen Umweg dorthin. Der Polizei-Kommissar Don Francisco Torres zeigte sich überrascht, daß ein Ortsfremder davon wußte und bestätigte, was wir gehört hatten. Nach seinen Angaben führten wir an der Nordseite der Erhebung eine Untersuchung durch, dort wo die mit Gras bedeckte Erde weniger hoch als an anderen Stellen ist. Wir konnten dort das Vorhandensein einer Aneinanderreihung schwerer Rollsteine feststellen, deren einer ein Zeichen, den *gebo* (g) des Runen-Alphabets (Abb. 29) trug.

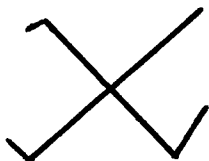


Abb. 29: Runen-Zeichen im Fundament der Nord-Mauer des Tempels von Tacuatí.

Nach verschiedenen Bekundungen handelte es sich um das Fundament einer Mauer aus behauenen Steinen, die – soweit sie aus der Erde herausragten – seit dreißig bis vierzig Jahren von den Dorfbewohnern dazu verwendet wurden, um ihre Öfen zum Backen von Brot zu bauen. Wenn das zutraf,

konnte man annehmen, daß die anderen, weniger leicht zugänglichen Grundmauern des Gebäudes noch vorhanden waren.

Wir kehrten also im folgenden Jahr nach Tacuatí zurück, um diese Möglichkeit zu untersuchen. Wir legten zunächst die Nordseite frei. Die Aneinanderreihung von Steinen dehnte sich über 10 m aus. Dann nahmen wir von der Nordostecke aus die Ostseite in Angriff. Wir konnten eine Mauer aus bearbeiteten Steinen von 58 cm Breite und 43 cm Höhe freilegen, die auf einem Fundament aus Rollsteinen von einer durchschnittlichen Breite von 80 cm ruht (Foto 11). Die ohne Mörtel aneinandergefügtten Blöcke sind so genau behauen, daß die Verwendung von Werkzeugen aus Metall anzunehmen ist. Die vollkommen gerade Mauer ist so genau in Nord-Süd-Richtung ausgerichtet, wie man es bei der Kirche nicht bemerkt, deren Linienführung merklich von den Angaben der Kompaßnadel abweicht.

Wir hatten bei unserer Ankunft die Absicht, die Mauern und den Boden des *Tupao-Cué* völlig freizulegen. Aber mit Beginn der Arbeiten wurden wir uns darüber klar, daß unsere Mittel und die Zeit das nicht gestatten würden. Die Erde war unter den Hufen des hier ständig weidenden Viehs umso härter geworden, als es in Tacuatí seit zwei Monaten nicht gegnet hatte. Mit zwei Arbeitern konnten wir in acht Tagen nur 11,40 m weit kommen. An dieser Stelle stießen wir auf eine Öffnung von 1,64 m Breite an ihrer schmalsten Stelle (Foto 12). Die beiden primitiven Türpfosten zeigen halbkreisförmige Einkerbungen, die offenbar dazu bestimmt sind, Holzpfähle zu tragen. Auf halber Höhe der Mauer ist der Boden dieses Eingangs mit einer Platte aus dem Holz des witterungsbeständigen *urunde'y* (*Astronium fraxinifolium*) ver-

kleidet. Im Ausgrabungsschutt erschien ein Stück *lapacho* (von den Botanikern *Tacoma* genannt) von etwa 2 m Länge. Wir fanden es außerhalb des Gebäudes auf der Höhe der Tür. Ein großes Stück davon nahmen wir zur Untersuchung nach Buenos Aires mit. Ergebnis: es steht im Begriff, zu versteuern.

An diesem Punkt mußten wir unsere Arbeiten unterbrechen, nachdem wir bei einigen Probegrabungen festgestellt hatten, daß sich die Mauer auch auf der Süd- und Westseite fortsetzte. 1977 nahmen wir die Arbeiten wieder auf. Mit Hilfe der Soldaten des Detachements vom Cerro Corá legten wir die Gesamtheit der Anlage frei, so daß wir ihre Ausmaße aufnehmen konnten (s. Planskizze, Abb. 30). Diejenigen der Seitenmauern (28,11 m im Osten und 28,13 m im Westen) sind nicht ganz genau, da an ihrem Nordende Steine herausgebrochen wurden. Dagegen konnten wir die Breite exakt feststellen: 10 m im Süden und 10,22 m im Norden. Die Seitenmauern verlaufen daher nicht ganz parallel. Die Südmauer des Gebäudes, die übrigens ein wenig stärker (60 cm) als die anderen ist, und die von ihr ausgehenden Seitenwände sind auf 6,50 m Länge um einige Zentimeter höher als die anderen. Andererseits verringert sich die Höhe der Mauer hier, um ein leichtes Ansteigen des Geländes auszugleichen. Hier, das heißt an der Rückwand des Gebäudes, öffnet sich eine zweite Tür von 1,63 m Breite und mit einer Stufe aus *urunde'y*. 2,20 m von der linken und 2,40 m von der rechten Ecke entfernt überragen zwei starke Pfeiler aus dem gleichen Holz die Süd-Mauer noch um etwa 40 cm.

Seit unserem zweiten Besuch in Tacuatí wußten wir, daß die Überlieferung vom *Tupao-Cué* nicht die Frucht von Einbildungen des gemeinen Volkes war. Aber wem sollte man die

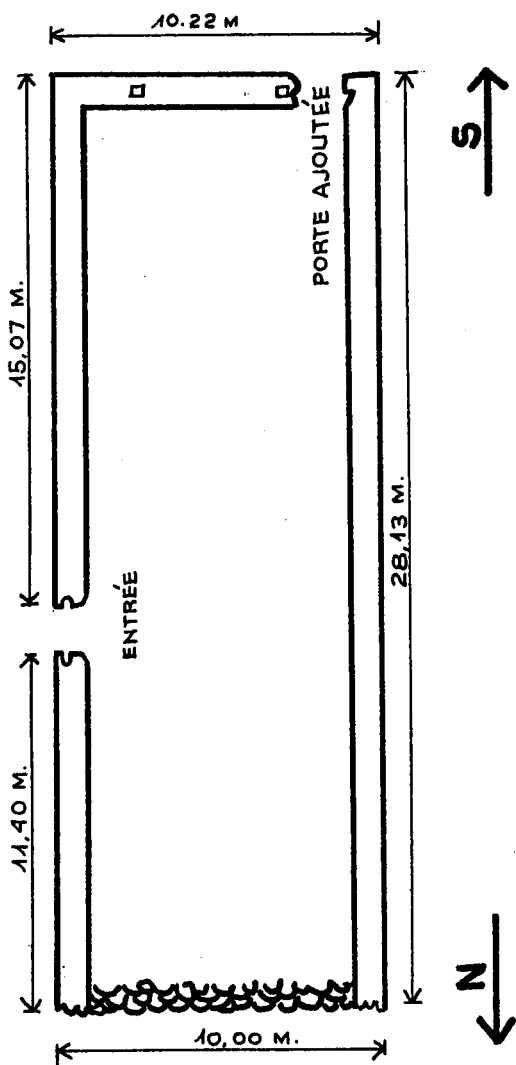


Abb. 30: Plan des Tempels von Tacuati.

Errichtung des „alten Tempels“ zuschreiben? Gewiß nicht den Jesuiten. In Paraguay ist es geradezu eine Manie, in allem das Werk der frommen Väter erkennen zu wollen, weil die Ruinen ihrer Missionsstationen die Reste der einzigen Gebäude darstellen, die während der Kolonialzeit aus Stein errichtet wurden. Aber einmal ließen sich die Jesuiten niemals in Tacuatí nieder. Ihre nächste Niederlassung befand sich in Belén, 50 km Luftlinie und 92 km über Horqueta entfernt. Darüber besteht absolute Gewißheit, da die Geschichte der Gesellschaft Jesu in Südamerika bis in die kleinsten Einzelheiten bekannt ist, nicht nur durch die Arbeiten der Patres Lozano⁶ und de Charlevoix⁷, um nur die für Paraguay wichtigsten zu nennen, sondern auch durch die *cartas annuas*, die Berichte, die die Jesuiten-Provinziales alljährlich nach Rom schickten. Zum anderen waren die Gebäude der Jesuiten-Missionen ganz aus Stein, was bei dem von uns untersuchten Bauwerk nicht der Fall ist.

Man kann auch den *Tupao-Cué* weder den Guaraní-Indianern zuschreiben, die die Bearbeitung von Stein nicht kannten, noch den Spaniern. Seit der Konquista wurde im Innern Paraguays (von den Jesuiten abgesehen) nur mit Holz, Lehm und (später) Ziegeln gebaut. Keines von diesen drei Materialien wurde bei dem fraglichen Bau verwendet. Hätte man Holzbretter für den Oberbau verwendet, wären die Steine der Grundmauern in regelmäßigen Abständen mit Vertiefungen versehen worden, um darin die unerläßlichen Pfosten zu befestigen, wie das bei der Tür unseres Gebäudes der Fall ist. Hätte man mit Lehm gebaut, wäre die Mauer überflüssig gewesen, denn es hätte sich in einer tropischen Region, wo es während des Sommers in Strömen regnet, dabei nur um einen Behelfsbau handeln können. Außerdem enthielt die Erde

über dem Fundament keinerlei pflanzliche Überreste, wie es hätte der Fall sein müssen, wäre sie aus aufgeweichten und zusammengestürzten Lehmwänden errichtet worden. Ziegel schließlich bedürfen bei der Errichtung eines mehrere Meter hohen Gebäudes für ihre Zusammenfügung des Mörtels, von welchem wir gleichfalls im Schutt keinerlei Spuren fanden. Man wird außerhalb der Städte Paraguays und sogar in denselben vergeblich nach einem Hinweis suchen, der auf die Verwendung von Mörtel vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts schließen ließe. Und wir wissen, daß *Tupao-Cué* schon 1869 in Trümmern lag. Es bleibt daher nur eine Erklärung: die Mauer, die wir ausgruben, trug Wände aus quadratischen Baumstämmen, wie sie die Wikinger errichteten. Dies ist ein Hinweis auf den Ursprung des „alten Tempels“. Nicht mehr als ein Hinweis, wohlverstanden. Denn eine so einfache Technik wie diese hätte natürlich auch von anderen wiedererfunden oder nachgeahmt werden können. Aber zwei weitere Angaben werden den Hinweis bestätigen.

Die eine ist die bei der Errichtung des Gebäudes verwendete Maßeinheit. Die Ausmaße des Gebäudes, wie wir sie oben in Metern angegeben haben, sind natürlich nur annähernd. Einerseits wurden die Steine im Lauf der Jahrhunderte beschädigt, und ihre (zwar kaum auffallenden) Unregelmäßigkeiten rechtfertigen eine gewisse Ungenauigkeit unserer (übrigens mit einem einfachen Metermaß durchgeführten) Vermessung. Aber andererseits ist offensichtlich, daß die Konstrukteure nicht den Meter als Maßeinheit verwendeten. In der Architektur wird seit undenklichen Zeiten der Fuß als solche gebraucht. Aber welcher Fuß? Die Frage hat ihre Bedeutung, da diese Maßeinheit bei den verschiedenen Völkern beträchtliche Unterschiede aufwies.

Betrachten wir zur Beantwortung der Frage zwei unserer Abmessungen, die der Höhe und die der Breite der Seitenwände, ehe diese sich im südlichen Teil des Gebäudes verändern. Es sind dies die einzigen Konstanten, da die Breite des Tempels, wie wir gesehen haben, verschieden ist und die Türen an ihren Kanten ungleiche Abmessungen haben. Wenn die Maßeinheit der in der spanischen Epoche Paraguays übliche kastilische Fuß von 27,80 cm gewesen wäre, hätte sich für die Höhe unserer Mauer 1 Fuß 7 Zoll (44 cm) ergeben und für ihre Breite 2 Fuß 2 Zoll (60,2 cm), was einer Abweichung von den wirklichen Werten um 1 bzw. 2,2 cm entsprechen würde. Man kann wohl annehmen, daß der „Zahn der Zeit“ ein wenig an den Steinen genagt hat. Aber 2,2 cm dürfte er der (wie Foto 11 zeigt) sehr gleichmäßigen Mauer in ihrer Breite nicht abgeknabbert haben.

Wenn dagegen der dänische Fuß von 29,33 cm zugrunde gelegt wird, die Maßeinheit, derer sich die Wikinger von Tiahuanacu bedienten, dann verschwindet dieser Widerspruch. Die Höhe der Mauer betrüge dann 1 Fuß 6 Zoll (43,99 cm) und ihre Breite genau 2 Fuß (58,66 cm), was einer Abweichung von 9,9 bzw. 6,6 mm entsprechen und damit durchaus erklärlich sein würde. Andererseits ergäben sich so runde Zahlen (1 Fuß 6 Zoll, also anderthalb, und 2 Fuß) für eine Mauer, die in ihrer gesamten Ausdehnung logischerweise konstante Maße haben muß.

Außerhalb ihres Zusammenhanges wäre diese Überlegung vielleicht nicht sehr überzeugend. Aber wir werden sehen, daß dieser Zusammenhang eindeutig ist, auch wenn wir die oben beschriebene Bauweise nicht berücksichtigen. Er enthält nämlich Runen-Inschriften, von denen eine (Abb. 31) sich im Schutt unserer Ausgrabungen fand. Sie ist in Buchsta-

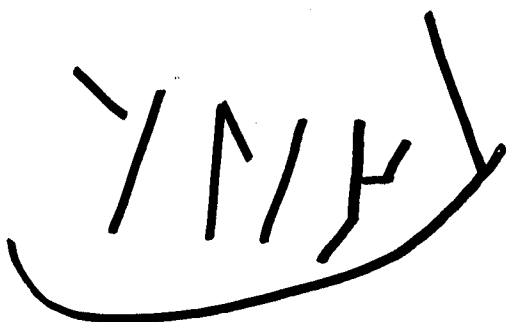


Abb. 31: Runen-Inschrift auf einem Stein, der bei den Ausgrabungen der Ruinen des Tempels von Tacuatí gefunden wurde.

ben von 5 cm Höhe in einen zerbrochenen Stein getrieben, der auf halber Höhe der Mauer auf deren Innenseite und 25 cm von dieser entfernt in der Erde lag. Seine vier Runenzeichen sind klassisch. Die drei ersten gehören dem neuen Futhark und das letzte dem spitzen Futhark an. Ihre Übertragung ergibt:

klin.

Es handelt sich um ein vollständiges Wort, weswegen nicht recht verständlich ist, daß es mit einer abgrenzenden gekrümmten Linie umgeben wurde. Denn die uns bekannten Wörter gleicher Wurzel (das angelsächsische *cloene* = sauber und das deutsche *klein*) sind Adjektive. Vielleicht hatte der Ausdruck in dem Dialekt, den die Wikinger von Tiahuanacu sprachen (s. Kap. IV), einen anderen Sinn.

Ein anderer, auch zerbrochener Stein tauchte in der gleichen Position wie der andere, aber zwei Meter weiter weg, im Schutt auf. Er trägt nur ein einziges Zeichen: ein lateinisches

Kreuz von 9 cm Höhe, dessen Arme ungleich lang (1,5 und 3 cm) sind und von der Horizontale abweichen, so als hätte man den perspektivischen Eindruck hervorrufen wollen, als würde das Kreuz von der Seite aus betrachtet.

Die Herkunft des *Tupao-Cué* aus der Wikinger-Zeit scheint uns so gründlich erwiesen. Wir werden ferner sehen, daß das Gebäude Bestandteil eines Dorfes war, das zu identifizieren andere Runen-Inschriften gestatten. Fragt sich nur, was das Gebäude darstellte. Einen Tempel wahrscheinlich, wie das aus den örtlichen Überlieferungen und auch aus den Ausmaßen hervorgeht. Sie sind viel größer als die der heutigen Kirche, die (für fast 1000 Einwohner) nur 14 mal 7 m mißt. Aber war es ein heidnisches oder christliches Gotteshaus? Sein nach Osten gerichteter Eingang an einer der Seitenwände und seine Nord-Süd-Ausrichtung (statt Ost-West wie der größte Teil der mittelalterlichen Kirchen, die sich gen Jerusalem wandten) lassen eine Sonnenkultstätte vermuten. Das lateinische Kreuz dagegen ist katholisch. Aber wenn auch der Stein, in den es getrieben wurde, ebenso wie diejenigen, aus denen das Gebäude errichtet wurde, vom Ufer des Ypané stammt, so ist doch die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß er erst nachträglich hierher geschafft wurde. Trotzdem hätte in Paraguay ein Kreuz in einem ursprünglich heidnischen Wikinger-Tempel nichts Überraschendes, da wir wissen^{1,2}, daß das Land um das Jahr 1250 von einem aus Europa gekommenen katholischen Geistlichen teilweise christianisiert wurde, den die Überlieferungen der Guaraní unter dem Namen Pay Zumé erwähnen und diejenigen des Altiplano als Thul (nordisch: Vater) Gnupa. Das würde auch die rückwärtige Tür des *Tupao-Cué* erklären, die viel gröber als der Haupteingang gearbeitet ist und erst nach vollendeter Konstruktion des

Tempels hinzugefügt wurde. Wahrscheinlich war sie der Zugang zu einer Sakristei, einem behelfsmäßigen Anbau ohne Fundament, wie ihn die Normen christlicher Kirchenbauten erforderten.

2. Das Wikinger-Dorf Tacuatí

Südlich der Wiese, auf der sich die heutige Kirche und die Ruinen des *Tupao-Cué* befinden, grenzt ein Drahtzaun den Friedhof ab, den man durch ein hölzernes Tor betritt. Genau vor diesem Eingang ragt ein grober Feldstein von vielleicht 250 kg Gewicht aus der Erde, dessen Oberfläche sich von dem grünen Hintergrund des ihn umgebenden Grases deutlich abhebt. Auf seiner oberen Vorderseite ist eine Gruppe von drei großen Runen zu sehen (Abb. 32). Die eckige Strich-



Abb. 32: Runen-Eigentumszeichen auf einem Stein von Tacuatí.

führung der beiden ersten erlaubt keine Verwechslung mit lateinischen Buchstaben. Es sind ein *raido* (*r*), *solewu* (*s*) und *isa* (*i*). Die Art dieser unübersetzbaren Inschrift läßt keinen Zweifel: es kann sich nur um ein Eigentümer-Monogramm handeln, wie es an so vielen Häusern Skandinaviens und Norddeutschlands anzutreffen ist.

Rechts vom Friedhof und vom Dorfplatz gleichfalls durch einen Drahtzaun getrennt erstreckt sich ein Gestrüpp aus Dornbüschen und verkümmerten Bäumen. Die Ärmlichkeit dieser Vegetation ist teils darauf zurückzuführen, daß das Gelände mit Steinen übersät ist, manche von ihnen grob und ohne jede Regelmäßigkeit behauen, denjenigen nicht unähnlich, aus denen die Fundamente des Tempels errichtet wurden, nur im allgemeinen größer. Ein Spiel der Natur? Ganz gewiß nicht, denn man würde im Boden von Tacuatí und seiner näheren Umgebung, der aus einer dicken Schicht sandiger Erde besteht, vergeblich nach Steinen suchen. Sie kommen aus dem Bett des Ypané. Sie müssen also einmal zu irgendetwas nütze gewesen sein. Wenn auch die meisten von ihnen aufs Geratewohl weggeworfen zu sein scheinen, so gestatten doch tatsächlich andere, den ungefähren Grundriß von kleinen Häusern zu erkennen, ja eines von ihnen weist noch erhaltenen Steinfußboden auf. Auf einem der verstreuten Gesteinsbrocken stellen wir ein weiteres Eigentümer-Monogramm in Runenschrift fest (Abb. 33): ein *pertb* (p) des alten



Abb. 33: Runen-Eigentumszeichen auf einem Stein von Tacuatí.

Futhark, das mehrere ihres schlecht erhaltenen Zustandes wegen nicht mit Sicherheit zu erkennende Schriftzeichen in der gleichen Reihe begleiten. Der *pertb* steht in der Runen-Sinnschrift für Urwald.

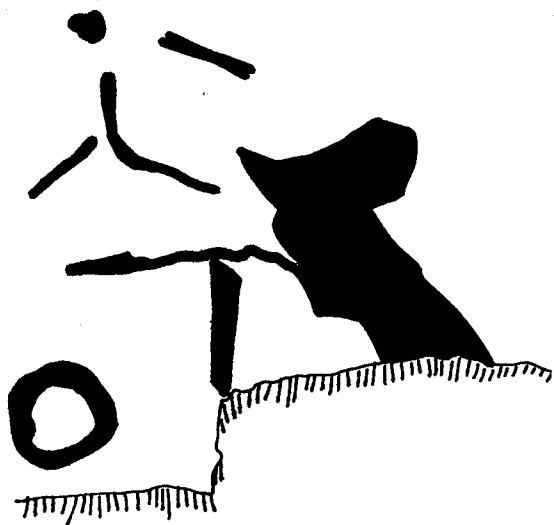


Abb. 34: Odin-Darstellung auf einem Stein von Tacuatí.

Auf einem weiteren Stein gleicher Art am gleichen Ort erweckt eine Zeichnung unsere Aufmerksamkeit (Abb. 34). Genau über einer Bruchstelle, die die Linienführung der Zeichnung unterbricht, erkennt man Kopf und Hals eines sich anscheinend aufbäumenden Pferdes, einige sehr schlecht erhaltene Striche, die zu dem Körper des Tiers und seinem Reiter gehören müssen, und unten links einen Kreis. Die Bedeutung dieser Steinzeichnung wäre uns vielleicht nicht klar geworden, hätten wir sie nicht mit einer anderen (Abb. 38) vergleichen können, die wir schon früher am Cerro Guazú entdeckten (s. Kap. IV). Es handelt sich unzweifelhaft um das

gleiche Motiv: Odin zu Pferd, seinen Speer schwingend und wahrscheinlich von einer Welt in die andere springend.

Es gab also – und das war vorherzusehen – eine Siedlung um den Tempel herum. Die bearbeiteten Steine ihrer Häuser müssen wie die der Nord-Mauer des *Tupao-Cué* von den Bewohnern des jetzigen Dorfes verwendet worden sein. Drei Seiten des Dorfplatzes werden heute von Holzbauten und den sie umgebenden Gärten eingenommen. Hier sind die Spuren der Vergangenheit verschwunden. Aber im Süden gibt es nur den Friedhof und das erwähnte Ödland. Und hier finden wir noch, wenigstens zum Teil, die Steine der Fundamente ehemaliger Bauwerke, die im Lauf der Jahrhunderte durcheinander gebracht wurden. Sie nützten zu nichts mehr, bis wir sie als Zeugen der Vergangenheit entdeckten.

3. *Der stille Bach*

Das Tacuatí der Wikinger muß eine gewisse Bedeutung gehabt haben, wie nicht nur die Ausmaße des Tempels beweisen, sondern auch die Tatsache, daß sich 500 m westlich von diesem ein weiteres mit Gebüsch bestandenes und von groben Steinen aus dem Fluß übersätes Gelände befindet. Auch dort wurde alles zerstört. Die einzige Ausnahme sind die Überreste eines kleinen quadratischen Bauwerkes von 2 m Seitenlänge, dessen Grundmauern (soweit sie nicht aus Trockenstein bestanden) noch heute eine Höhe von 80 cm haben.

Einen Kilometer von dieser Häusergruppe, oder vielmehr dem, was von ihr übrig blieb, entfernt fließt der Bach Tupí, ein Zufluß des Ypané. Es ist ein Bächlein ohne Bedeutung wie die Kaskade, die seinen Lauf hier unterbricht. Kaskade ist

vielleicht ein etwas zu anspruchsvoller Ausdruck, denn das Wasser fällt nicht mehr als etwa einen Meter tief, immerhin genug, um ein kleines natürliches Becken mit stillem Wasser zu bilden. Bei unserer ersten Expedition hatte uns der Polizeikommissar dorthin geführt, ohne uns – unsere Überraschung im voraus genießend – vorher irgendetwas zu verraten. Die Staumauer, über die sich der Bach ergießt, ist künstlich, aus großen, behauenen Steinblöcken errichtet! Überflüssig zu sagen, daß dies nicht das Werk der Bewohner des jetzigen Dorfes war, die die Bearbeitung von Steinen noch heute nicht kennen, und die den Ypané zum Baden und Wäschewaschen benutzen wie ihre indianischen Vorfahren.

Die Entdeckung von Runen-Inschriften in der Umgebung und unsere vorhergehende Untersuchung des Wasserfalls von Aquidabán-Nigui hatten uns natürlich darauf vorbereitet, die von dieser neuen „Staumauer“ aufgeworfene Frage zu beantworten: Waren die Wikinger von Tacuatí ihre Erbauer? Sie waren es, wie uns sehr bald bestätigt wurde, als uns unser Assistent Jorge Russo lauthals herbeirief: er hatte soeben eine Inschrift entdeckt. Auf der horizontalen Oberfläche eines der Steinblöcke der Staumauer, die im Sommer, der tropischen Regenzeit, von Wasser überspült wird, jetzt aber, im Winter,



Abb. 35: Runen-Inschrift vom Tupí-Bach in Tacuatí.

trocken war, sahen wir tatsächlich fünf große glänzend lesbare Schriftzeichen (Abb. 35), über denen sich vier oder fünf weitere, aber kleinere und vom Wasser fast völlig ausgelöschte Zeichen befanden. Da wir diese nicht erkennen und entziffern konnten, begnügen wir uns mit den fünf anderen. Es sind Runen, deren Übertragung ergibt:

toth log.

Das *th* und das *l* sind miteinander verbunden. Das *t* und das *o*, stark latinisiert, wie das bei Runen-Inschriften in Paraguay und im Amazonas-Gebiet der Fall zu sein pflegt, weisen auf eine spätere Epoche nach der teilweisen Christianisierung Tiahuanacus in der Mitte des 13. Jahrhunderts hin. Die Bedeutung der Inschrift ist klar*:

stiller Bach

oder auch, da *logn* im Altnordischen wie auch im heutigen Norwegischen (aber deswegen nicht unbedingt auch in dem Dialekt, den unsere Wikinger sprachen) ein Substantiv ist:

Stille des Baches,

womit sich der Sinn der Inschrift in nichts verändert.

4. Verteidigung und Begräbnis

Etwa zwei Kilometer in der gleichen Richtung vom Dorf entfernt führt der alte Weg nach Concepción an einem äußerst merkwürdigen Geländeeinschnitt vorbei. Es handelt sich um einen Graben von sechs bis acht Meter Breite, der an dieser Stelle etwa zwei Meter Tiefe hat. Unter den Stachelsträuchern

* TOTH: altnordisch *dodra* = Bach (diese Wurzel tritt in vielen germanischen Ortsbezeichnungen wie Dudweiler, Duderstadt, Todtnau usw. auf). LOG: altnordisch *logn* = Stille.

und Büschen, die ihn bewachsen, ist er deutlich zu erkennen. Leider konnten wir ihn nicht genauer untersuchen, was wir wegen seines ausgesprochen künstlichen Ursprungs gern getan hätten. Die Arbeit hätte Wochen in Anspruch genommen und mehr Personal erfordert als uns zur Verfügung stand. Wir mußten uns daher mit den Auskünften begnügen, die uns der Polizeikommissar – seine Familie besitzt in der Nähe einen Bauernhof – und andere Nachbarn geben konnten. Der gradlinige Graben soll eine Länge von etwa 2 km haben und einen breiten Streifen Urwald abgrenzen, der auf allen anderen Seiten von einer Schleife des Ypané umflossen wird, der hier, wie wir feststellen konnten, besonders tief ist. Am Ufer des Flusses sieht man zahllose Zeichen in den Fels geritzt, die jedoch schon zu sehr verwittert sind, als daß man ihre Bedeutung erkennen könnte.

Der fragliche Graben hätte uns gleichgültig gelassen, wären wir nicht bei seinem Anblick an ein Verteidigungssystem erinnert worden, dessen sich die Wikinger bedienten. Tatsächlich machte in den Jahren 1951–52 eine dänisch-schwedische Gruppe von Wissenschaftlern Ausgrabungen am Fuß des Deiches von Den Haag, eines Erdwalls, der die Halbinsel Contentin in der Normandie in zwei Hälften teilt. Man fand das Vorhandensein eines Parallel-Grabens bestätigt, auf dessen Grund Brandspuren festgestellt wurden. 1953 entdeckte Thor Heyerdahl⁸ auf der Osterinsel einen Graben gleicher Art, der sich 3 km lang quer über die Halbinsel Poike zieht. Die Überlieferung der Eingeborenen will wissen, daß im Verlauf der Kämpfe, bei denen die „Kurzohren“ (worunter immer die farbige Bevölkerung, welchen Ursprungs auch immer, zu verstehen ist) die „Langohren“ vernichteten, sich einige Männer weißer Rasse, die aus Südamerika gekommen

waren, hinter jenen Graben zurückgezogen und diesen mit Ästen und Gestrüpp gefüllt und in Brand gesetzt hätten. Alfred Métraux⁹, der sich nichts entgehen läßt, konnte sich nicht enthalten, zu behaupten, der Graben sei nichts anderes als eine natürliche geologische Erscheinung. Aber die norwegische Expedition fand in zwei Meter Tiefe eine starke Schicht von Holzkohle und Asche.

In beiden Fällen sehen wir uns dem gleichen Verfahren gegenüber: ein gradliniger Graben sperrte eine Halbinsel ab und verwandelte sich bei einem Angriff in ein Hindernis aus Feuer. Nun wohl: auch die Flußschleife des Ypané bildet eine Halbinsel eigener Art, bei der das Meer durch das Wasser eines Flusses ersetzt ist. Bedienten sich die Wikinger von Tacuatí der gleichen Verteidigungsmethode wie ihre Vettern in der Normandie und wie die „Langohren“, die Nachkommen der Dänen von Tiahuanacu, die im Jahr 1290 in Ekuador in See gestochen waren, um von hier aus die Inseln des Pazifik zu erreichen? Das ist wahrscheinlich. Aber man müßte, um ganz sicher zu gehen, auf dem Grund des von uns beschriebenen Grabens Ausgrabungen machen. Wenn sich dabei – wie auf der Osterinsel – Spuren von Feuer ergäben, wäre das Problem gelöst. Im gegenteiligen Fall, bliebe es offen. Denn niemand kann wissen, ob der so vorbereitete Graben jemals für den vorgesehenen Verteidigungsfall benutzt wurde.

Nicht weit von dem fraglichen Graben wächst mitten auf einem öden Gelände ein Sandsteinfelsen von etwa 2 m Höhe aus der Erde, auf welchem, fraglos von Menschenhand, Zeichen eingeritzt wurden, die für uns keinen Sinn ergeben. Sie scheinen nicht von Indianern zu stammen oder sind doch jedenfalls nicht im Stil der Eingeborenen gehalten. Wir machen diesen Vorbehalt, weil ein brasilianischer Bauer, der seit

fünfundzwanzig Jahren in der Gegend ansässig ist, 1976 auf einem Feld nur 100 m weiter entfernt eine außerordentlich merkwürdige Grabkammer fand. Als wir sie untersuchten, war sie bereits zerstört, aber der Hohlraum als solcher war noch vorhanden. Er muß würfelförmig gewesen sein und eine Seitenlänge von einem Meter gehabt haben. Nach dem Bericht des Entdeckers waren die Wände mit quadratischen Ziegeln von einer Seitenlänge von 25 cm und einer Stärke von 3 cm bedeckt. Einige von ihnen trugen Inschriften, die wir leider nicht sehen konnten. In der Grabkammer befand sich eine irdene Urne, in der ein Schädel aufbewahrt war. Er zerfiel zu Staub, als man den Deckel abnahm, der das Gefäß zudeckte.

Die Verwendung von Ziegeln als Fliesen ließ uns im ersten Augenblick an ein Eingeborenen-Grab aus der Kolonialzeit denken, denn wenn auch die Indianer dies Material nicht kannten, so wurde es doch von den Spaniern benutzt, um den Boden ihrer Häuser auszulegen. Eine Einzelheit ließ uns jedoch unsere Meinung ändern. Der Bauer brachte uns nämlich ein großes Bruchstück des Urnenhalses (Foto 13). Darauf sieht man eine völlig unerwartete Verzierung: eine aus ineinander verschlungenen Tonwülsten gedrehte und auf den Ton der Urne geklebte Raupe. Keine der unzähligen indoamerikanischen Urnen, ob sie nun zu Begräbniszwecken verwendet wurde oder nicht, die die Museen füllen, zeigt ein ähnliches Motiv. Wir müssen hier also eine von Eingeborenen nach fremdem Vorbild angefertigte Arbeit annehmen. Und eben diese (mit dem französischen Wort *torsade* bezeichnete) Verzierung ist das bevorzugte Dekorationsmotiv der skandinavischen Kunst des Mittelalters. Es wäre also keineswegs überraschend, wenn die in Tacuatí unter dem Befehl von Wi-

kinger-Offizieren in Garnison stehenden Indianer von irgendeinem Gegenstand kopiert hätten, der ihren Vorgesetzten gehörte.

5. Eine ständige Niederlassung

Unsere vorhergehenden Expeditionen hatten uns viele materielle Beweise für die Anwesenheit der Wikinger von Tiahuanacu und ihrer Nachkommen in Paraguay verschafft. Am Cerro Polilla (oder Cerro Pelado) hatten wir eine an einer Wegkreuzung eingerichtete Station festgestellt². Wahrscheinlich hatte es in der Umgebung auch eine Unterkunft gegeben, aber wir hatten ihre Spuren nicht gefunden. Am Cerro Guazú schienen die von uns entdeckten offenen Felshöhlen, wie wir im Kapitel IV sehen werden, als Wachtposten und Kultstätten gedient zu haben. Alles ließ annehmen, daß es auf der den Berg beherrschenden Hochebene ein Dorf gab. Aber von ihm war nichts geblieben. In beiden Fällen hatten wir es mit natürlichen Plätzen zu tun, deren aus ihren Runen-Inschriften ersichtliche lange Benutzung ihnen nichts von dem Anschein behelfsmäßiger Einrichtungen nahm. Am Cerro Corá sahen die Dinge schon anders aus. Der Schutzwall vom Itaguambypé erinnerte an die großen vorinkaischen Bauten auf dem Anden-Hochplateau. Der Cerro Ipir, sein Heiliger Hain und die von Fritz Berger erwähnten unterirdischen Kanalisationsanlagen (deren Vorhandensein noch zu bestätigen bleibt) weisen auf die Absicht längeren Verweilens hin. Jedoch nur in Tacuatí begegneten wir den Spuren dauerhafter Niederlassung. Ein Dorf, dessen Häuser auf Fundamenten von Stein gebaut waren, und dessen auf

Grundmauern von behauenen Stein ruhender Tempel von etwa 300 qm setzen eine sesshafte Bevölkerung von gewissem Niveau voraus. Wir werden im Kapitel IV sehen, welche Existenzberechtigung sie hatte.

IV. DAS GRÖSSTE RUNEN-VORKOMMEN DER WELT

1. Die offenen Felshöhlen vom Cerro Guazú

Im Januar 1973 veröffentlichte die Tageszeitung „ABC Color“ in Asunción einen großen Artikel, der uns höchlichst interessierte. Er gab nämlich die Entdeckung von 157 Felsgruten in verschiedenen Gebirgszügen des Departements Amambay durch einen Geologen des Ministeriums für Öffentliche Bauten bekannt. Ohne sich irgendwie als Archäologe aufspielen zu wollen, konnte Pedro Gonzáles, der fragliche Geologe, nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß die Wände einiger dieser Höhlen von unzähligen für ihn unverständlichen Inschriften bedeckt waren. Er hatte ferner ganze Kästen voll gravierter oder zumindest von Menschenhand bearbeiteter Steine mitgebracht. Der Artikel fügte hinzu, daß die archäologischen Funde nach Ansicht von Spezialisten der (brasilianischen) Universität des Staates Paraná, denen man Muster (?) zugeschickt hatte, auf das Jahr 2500 bis 3500 v. d. Ztwd. zurückgingen. Wichtiger als diese phantastischen Schätzungen waren einige schlecht wiedergegebene Fotos, die die (äußerst vorsichtigen) Erklärungen von Pedro González illustrierten. Denn wir glaubten, auf ihnen Runen-Zeichen zu erkennen. Das hatte für uns nichts Überraschendes, denn zu jener Zeit hatten wir bereits die Urne mit Runen-Inschriften vom Cerro Morotí ausgegraben und Erhebungen über die Wikinger-Station von Yvytyruzú angestellt². Wie üblich hatten wir weder die nötige Zeit noch die Mittel,

um eine erschöpfende Untersuchung der Gruten des Amambay durchzuführen. Wir beschlossen daher, uns damit zu begnügen, die Art der erwähnten Inschriften festzustellen. Damals meldeten sich bei uns zwei junge Franzosen, Jean-Pierre Bouleau und Jean-François Mongibeaux, von denen der Erstgenannte an einer unserer früheren Expeditionen teilgenommen hatte. Sie boten uns an, sich uns unter der Voraussetzung zur Verfügung zu stellen, daß sie ein Stipendium der *Dotation Nationale de l'Aventure*, einer Einrichtung der *Gilde Européenne du Raid* (Paris) bekämen. Das gemeinsam von uns erarbeitete Projekt wurde von der Jury unter dem Vorsitz des berühmten Polarforschers Paul-Emile Victor ausgewählt. Günstige Auskünfte ließen uns als Objekt den Gebirgszug des Cerro Guazú auswählen, der – wie uns gesagt wurde – mehrere Gruten von besonderem Interesse beherbergt.

Es handelt sich um einen etwas unregelmäßigen abgeflachten Kegel, dessen Hochfläche einen mittleren Durchmesser von 70 km hat und dessen Seiten steil in den umgebenden Urwald abfallen. Er liegt etwa 100 km von der kleinen Stadt Pedro Juan Caballero (s. Karte, Abb. 73, S. 214) entfernt und ist von hier aus auf einem 90 km langen Feldweg zu erreichen, der zu der Estanzia von Celestino Rojas führt und der nur für Pferde und (in der trockenen Jahreszeit) für Kraftfahrzeuge mit Vierradantrieb benutzbar ist. Von der Estanzia aus sind bis zu den ersten Gruten noch 14 km auf einer „picada“ (in den Urwald gehauenen Schneise) zurückzulegen, die Pedro Gonzáles 1972 anlegen ließ, die aber im September 1973 bereits wieder so weit zugewachsen war, daß unsere Mitarbeiter es vorzogen, ihre Pferde zurückzulassen und den Weg zu Fuß zu machen. Von einem indianischen Führer begleitet erreichten

sie so das Gebiet, in dem ihnen die Gruten bezeichnet worden waren. Fünf von ihnen, die man zutreffender als offene Höhlen bezeichnen müßte, wurden im Lauf der beiden ersten Arbeitstage ermittelt. Der Weg dahin mußte mit dem „machete“ (Buschmesser) geöffnet werden, welche Arbeiten die unzähligen angriffslustigen wilden Bienen nicht erleichterten. Drei Tage wurden dazu aufgewendet, die Höhlen fotografisch aufzunehmen. Wir wollen sie unter den ihnen von uns gegebenen Namen kurz beschreiben:

Höhle Odins. Etwa 30 m breit und maximal 5 m tief. Die Wand besteht aus großen Blöcken grauen Gesteins, anscheinend Granit, über denen eine Mischung vulkanischer Felssteine in Lava eingebettet (*pudding*) lagert. Zahlreiche in abgebrochene Gesteinsbrocken gravierte Figuren; einige wenige alphabetische Inschriften an der Wand.

Höhle der Altäre. 60 m breit und 10 m maximale Tiefe. Die 40 m hohe Wand besteht aus einer 15 m hohen Schicht roten Sandsteins, darüber *pudding*. Zahlreiche alphabetische Inschriften auf der ganzen Breite der Wand bis zu einer Höhe von 4 m.

Höhle des Pferdes. Einige 40 m breit und von 20 m maximaler Tiefe. Sandstein-Wand von 4–5 m Höhe, darüber eine Schicht *pudding*, die ein regelrechtes Dach bildet. Im Sandstein sind Hunderte von Inschriften zu sehen, alphabetische und andere, die sich teilweise überlagern. Über eine von ihnen ritzte ein Elender kürzlich mit großen Buchstaben ein: „CERRO GUAZU“.

Trinkstuben-Höhle. Eine kleine Höhle von 4 oder 5 m Tiefe und nur 1 bis 1,50 m Höhe, deren Eingang etwa 6 m breit ist. Ihre geologische Formation ist ähnlich wie die der beiden vorher erwähnten. Zahlreiche alphabetische Inschriften.

Höhle der gestürzten Steine. So genannt nach den vielen Gesteinsbrocken, die ihren abschüssigen Boden bedecken. Rund 30 m breit, 10 m maximale Tiefe. Geologische Formation ähnlich den drei Vorgenannten. Einige wenige große Inschriften, sehr verwittert und von einer grünlichen Ablagerung überdeckt.

Sämtliche Inschriften der drei erstgenannten Höhlen konnten trotz äußerst mangelhafter Beleuchtungsverhältnisse aufgenommen werden. In der vierten erlaubte das Versagen des Blitzlichtes nur eine einzige Aufnahme. In der fünften schließlich wären Aufnahmen nur mit hochspezialisiertem Gerät möglich gewesen, über das weder unsere Mitarbeiter bei den von ihnen durchgeführten Expeditionen noch wir selbst bei einer späteren schnellen Besichtigung verfügten.

Zurück auf der Estanzia wurden Jean-François Mongibeaux und Jean-Pierre Bouleau von Celestino Rojas, dem Hausherrn, gefragt, ob der Führer ihnen auch das „Runde Haus“ gezeigt habe. Das war nicht der Fall. Der Indianer gestand, daß er es nicht getan habe aus Furcht vor den „Pfeile schleudernden weißen Affen“. Er meinte damit die Guayakí. Die Drohungen seines Herrn und die Versprechungen unserer Mitarbeiter ließen ihn nach langem Weigern schließlich einwilligen, an einer zweiten Expedition teilzunehmen, die im nächsten Monat stattfand.

Nach Verarbeitung des in den erforschten Höhlen beschafften Materials machten sich die drei Männer erneut auf den Weg. Gut bewaffnet erstiegen sie die Hochfläche und überquerten auf 7 km ihren südlichen Ausläufer, wobei sie ohne größere Schwierigkeiten mit dem „machete“ eine „picada“ in das Gehölz schlugen, das viel weniger dicht als in der Um-

gebung des Gebirges ist. Dann stiegen sie in eine Art Schlucht von vielleicht zehn Hektar hinab, die von einer üppigen Vegetation ausgefüllt ist. Hier wächst das Rohr, das die „weißen Indianer“ (Guayakí) von Zeit zu Zeit schneiden, um daraus ihre Pfeile zu machen. Die Befürchtungen des Führers hatten schon ihren Grund.

Die Expedition erreichte schließlich ohne unliebsame Zwischenfälle das „Runde Haus“ am Fuß des Südabhanges des Cerro Guazú. Es handelt sich um einen gewaltigen Dolmen bestehend aus einem ovalen Block von *pudding* mit äußerstem Durchmesser von 30 bzw. 10 m, der auf einem Sandsteinsockel von 20 bis 25 m Länge und 6 m Breite ruht. Dieser etwa 10 m hohe „Steinpilz“ ist über und über mit Gestrüpp und Lianen bedeckt, die bis auf den Boden ranken. Sein „Stiel“ trägt zahlreiche Inschriften in schlechtestem Zustand, deren Aufnahme trotz sehr schlechter Beleuchtungsverhältnisse durchgeführt werden konnte. Wir wissen nicht, ob dieser Dolmen natürlich oder künstlich ist. Zugunsten der erstgenannten Hypothese vermerken wir, daß seine geologische Doppelformation auch in vier der fünf zuvor beschriebenen Höhlen auftritt. Zugunsten der letztgenannten spricht die Tatsache, daß die beiden Felsschichten nicht ineinander verschmolzen zu sein scheinen und daß man zwischen ihnen Hohlräume von 20 bis 25 cm Höhe beobachtet.

Die große Mehrheit der Hunderte (oder Tausende) von alphabetischen Inschriften und Figuren, die die Wände der Höhlen und den Sockel des Dolmen zieren, sind mit dem Meißel in einen sehr weichen Sandstein gehauene Steinschriften. Es ist daher kein Wunder, daß der größte Teil von ihnen äußerst beschädigt, ja fast ganz verwischt ist. Hinzu kommt noch, daß das Zerstörungswerk der Zeit und Natur durch

zahlreiche Überlagerungen ergänzt wird. So sind viele alphabetische Inschriften unlesbar geworden oder konnten doch nicht mit dem wünschenswerten Grad von Gewißheit aufgenommen werden. Andere sind unverständlich geblieben, auch wenn sie deutlich erkennbar waren. Aber 61 von ihnen konnten von dem Runologen unseres Anthropologischen Institutes, Hermann Munk, übersetzt werden. Sie stellen das größte bis heute bekannte Runen-Vorkommen dar, das nicht einmal in Skandinavien seinesgleichen hat.

Denn es handelt sich um Runen-Inschriften. Die Schriftzeichen, aus denen sie bestehen, sind identisch mit denen, die wir zuvor am Cerro Morotí und Cerro Polilla in Paraguay² und in Sete Cidades in Brasilien³ aufnahmen. Der größte Teil von ihnen gehört dem klassischen Futhark an, einige stammen aus dem angelsächsischen Futhark, andere sind archaisch und wurden in der Zeit des alten Futhark schon nicht mehr verwendet. Wieder andere dagegen sind spätes Futhark, ja sogar stark latinisiert. Wir sahen bereits in einer früheren Arbeit², daß die Mischung der Runen-Alphabete auf die Zeit der Wanderung der Wikinger nach Amerika zurückzuführen ist. Zur Zeit ihrer Ankunft in Mexiko im Jahr 967 beginnen die spitzen Runen sich bereits mit dem neuen Futhark zu vermischen. Das bis zum Beginn des 9. Jahrhunderts gebräuchliche alte Futhark war nicht spurlos verschwunden, und einige seiner Zeichen treten in Skandinavien noch in viel späteren Inschriften auf. Die Verwendung des (angelsächsischen) futhorc erklärt sich andererseits dadurch, daß sich die dänischen Wikinger drei Jahrhunderte lang in Irland und England aufhielten. Was die latinisierten Buchstaben betrifft – *t*, *o*, *s*, *w* und ein *p*, das fast die gleiche Form wie in unserer Kursivschrift hat – so erklärt sich ihr Vorhandensein offensichtlich

dadurch, daß der Pater Gnupa gegen das Jahr 1250 nach Südamerika gelangte².

Die archaischen Zeichen schließlich sind, wie es scheint, in Skandinavien nie verwendet worden und gehören örtlichen Runenschriften des kontinentalen Germaniens an. Man vergesse nicht, daß die Runen-, „Alphabete“ niemals festgelegt wurden, wie es das lateinische und griechische seit Jahrtausenden sind. Jede Gegend, jeder Stamm hatte sein eigenes, das sich außerdem je nach den Beziehungen und der Phantasie der wenigen Schriftkundigen von damals entwickelte. Andererseits waren die Wikinger von Tiahuanacu keine reinen Dänen. Sie kamen aus Schleswig, wo der deutsche Einfluß sehr stark war, ohne daß die (zudem ziemlich bewegliche) Grenze zwischen Dänemark und Sachsen je einen Einschnitt zwischen den verwandten Völkern gebildet hätte, deren Stammesidentität und feudale Organisation keines der nationalen Kennzeichen trug, die wir heute kennen.

Zu Beginn unserer Untersuchung¹ hatte uns das Vorhandensein von deutschen und dänischen Wörtern in der Quiché-Maya- und der Quichua-Sprache an eine ethnische Vermischung der beiden Völker denken lassen, und wir haben keinen Anlaß, uns zu berichtigen, denn gerade dies ist heute eines der Kennzeichen von Schleswig. Aber diese Vermischung ist gründlicher als wir uns damals vorstellten. Die rund hundert in Paraguay und Brasilien aufgenommenen und übersetzten Inschriften ließen Hermann Munk feststellen, daß die damals von den Entdeckern Mittel- und Südamerikas gesprochene Sprache kein reines Nordisch, sondern ein Dialekt war, der zwischen diesem und dem alten Niederdeutsch lag, sei es daß er so schon in Europa gesprochen wurde oder daß er sich

erst in der neuen Welt als Folge eines siebenhundertjährigen Zusammenlebens herausstellte.

Neue Forschungen werden vielleicht eines Tages gestatten, den fraglichen Dialekt zu rekonstruieren und ein entsprechendes Wörterbuch und seine Grammatik zusammenzustellen. Im Augenblick läßt sich die Übersetzung der aufgenommenen Texte – wie das auch bei zahlreichen Runen-Inschriften des „kontinentalen“ Europa der Fall ist, so genannt, weil das Europa außerhalb der skandinavischen Halbinseln gemeint ist – nur unter Zugrundelegung von Wörtern bewerkstelligen, die dem Nordischen oder anderen bekannten germanischen Sprachen zugehören, ja sogar von indoeuropäischen Wurzeln solcher Wörter, die wir irgendwo anders in der Form kennen, die sie hier haben. Munk mußte also den Sinn jedes Satzes wiederfinden, so wie wir das mit einer im Telegrammstil abgefaßten Botschaft tun, aufgrund der Anordnung der Ausdrücke, deren grammatikalischen Zusammenhang er häufig nicht kannte. Eine außerordentlich heikle Aufgabe, die manchmal gewisse Zweifel offenläßt.

Auch die Übertragung der für die Niederschrift der Texte verwendeten Runen war nicht immer ganz einfach, nicht bloß wegen der Vermischung der einzelnen Futhark-Schriften und verschiedener graphischer Ungenauigkeiten, sondern auch wegen der zahlreichen Verbindungen. Trotzdem hatten wir später nicht die geringste Schwierigkeit, das verwendete „Alphabet“ zu rekonstruieren, das wir als „südamerikanisches Futhark“ bezeichnen dürfen (Abb. 36). Zu diesem Zweck untersuchten wir alle in Paraguay und Brasilien übersetzten Runen-Inschriften und nicht nur die vom Cerro Guazú. Wir betrachteten verkehrt herum geschriebene oder falsch ausgerichtete Buchstaben, die sich auch, obwohl weniger häufig, in

ƷƷƷ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ

f u th a r

<ƷƷƷ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ

k g vw h

Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ

n i j p s t

Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ

b e m l ng

Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ Ʒ

o z ea ö y

Abb. 36: Das südamerikanische Futhark.

den klassischen Texten Skandinaviens vorfinden, nicht als Varianten. Andererseits ließen wir nur einmalig vorgekommene Abweichungen außer Betracht, da sie offenbar der Phantasie oder Unfähigkeit des Steinmetz im Zuge eines langen Prozesses graphischer Degeneration zuzuschreiben sind, eines ganz natürlichen Vorganges, wenn man bedenkt, daß die Wikinger von Tiahuanacu, wie es scheint, dreihundert Jahre in Amerika verbrachten, ehe sie sporadische Kontakte

mit Europa (von denen nur einer, der von 1250, bewiesen ist) wiederaufnahmen, und das zu einer Zeit, da die Runenschrift dort schon nicht mehr gebraucht wurde.

Das südamerikanische Futhark hat 25 Buchstaben im Gegensatz zu den 16 des neuen, den 28 des spitzen Futhark und den 28 (später sogar 33) des futhorc. Die Vielfalt der Formen einiger seiner Zeichen ist, wie bereits erwähnt, auf den gleichzeitigen Einfluß der verschiedenen europäischen Runen-, „Alphabeten“ zurückzuführen, sei es nun, daß der Ausführende nach seinem persönlichen Geschmack unter ihnen wählte, sei es, daß Zeit und Ort in dieser oder jener Gegend dem einen oder anderen Vorrang verschafften. Einige dieser Formen sind übrigens nur Varianten ohne Bedeutung. In zwei Fällen jedoch scheint es, daß wir zu anderen Schlußfolgerungen gelangen müssen: beim *e* oder *o*. Jeder dieser beiden Vokale wird in sieben oder doch mindestens sechs verschiedenen Formen dargestellt, von denen einige sogar gelegentlich in der gleichen Inschrift auftauchen. Das führt zu der Annahme, daß sie verschiedene Lautwerte in einem vom klassischen Nordisch verschiedenen Dialekt ausdrücken sollten, der sich zwangsläufig im Lauf der Jahrhunderte verändert hatte, um so mehr als er dem Einfluß der Eingeborensprache (Quichua, Aymará und Guaraní) ausgesetzt war, die die Wikinger von Tiahuanacu in ihrem Verkehr mit den Indianern offen-



Abb. 37: Eigenname in Runen-Schrift in der Odin-Höhle am Cerro Guazú.

sichtlich gebrauchten, denen – zumindest im inkaischen Peru – verboten war, die Sprache ihrer Herren zu erlernen.

2. *Odin, ein Drakkar und ein Rätsel*

Die offene Felshöhle, der wir den Namen Odins gaben, ist an alphabetischen Inschriften arm. Nur eine einzige (Abb. 37) konnte aufgenommen und übersetzt werden. Sie besteht aus Runen klassischer Linienführung und einer Verbindung, die es nicht weniger ist. Ihre einzige Anomalie besteht darin, daß ihr letzter Buchstabe außerordentlich klein und mit den vorhergehenden durch einen leichten Bogen verbunden ist, so als hätte der Steinmetz damit einen Irrtum berichtigen und darauf hinweisen wollen, daß der Buchstabe trotz seiner Winzigkeit zum Ganzen gehört. Seine Übertragung ergibt:

iolf – otasu

Iolf ist (wie Olif, Olf und Alf) die Verkleinerungsform der Wikinger für Adalwolf, den germanischen Vornamen, von dem wahrscheinlich derjenige des letzten Inka-Kaisers, des Usurpators Atahualpa, ebenso abgeleitet ist wie unser Taufname Adolf. Otasu ist gleichfalls ein in Skandinavien sehr verbreiteter Eigenname:

*Sohn des Fischotters.**

Diese Inschrift, so allein wie sie steht, würde genügen, um die Höhle, wenn das nötig wäre, mit einer „Unterschrift“ (vielleicht sogar einer doppelten) zu versehen und die Herkunft

* OTA: altnordisch *otr*, nordisch und altdeutsch *ottar*, angelsächsisch *otor* = Fischotter. SU(N): altnordisch *sunr*, gotisch *sunus*, angelsächsisch, altfriesisch und altdeutsch *sumi* = Sohn.

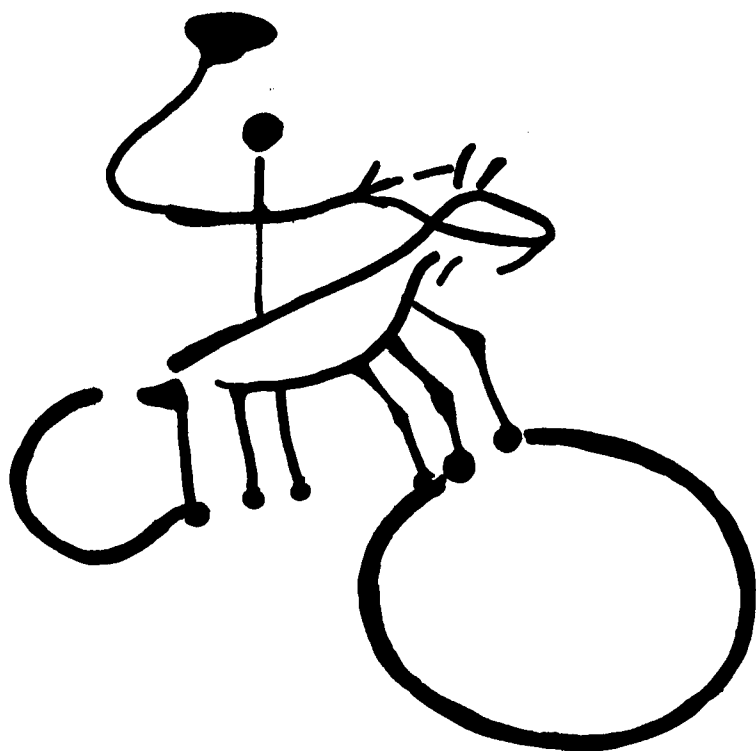


Abb. 38: Odin auf seinem Pferd Sleipnir beim Sprung von einer Welt in die andere. Odin-Höhle am Cerro Guazú.

der Menschen, die sie benutzten, zu bescheinigen. Aber auf diesem Gebiet haben wir noch überzeugendere Beweise. Auf einem der herabgestützten Felsblöcke sieht man nämlich eine eingetriebene Zeichnung, die der von uns in Tacuatí gefundenen (s. Kap. III) sehr ähnlich ist. Auch sie stellt einen

Reiter dar. Der Mann, der in seiner linken Hand die Zügel seines Pferdes hält, schwingt eine Waffe. Obwohl seine außerordentlich vereinfachten Umrissse sehr beschädigt sind, zeigt die Abbildung 38 sie uns deutlich. Das kindlich gezeichnete Pferd springt von einer kleinen Kugel zu einer größeren. Es hat sechs Beine, was uns gestattet, es genau zu bestimmen: es ist Sleipnir, das Roß Odins. Der Reiter ist also der Gott selbst, Träger seines Speers Gungnir. Vielleicht stellt der Sprung von einer Kugel zur anderen den Zug der Wikinger von Europa nach Amerika symbolisch dar.

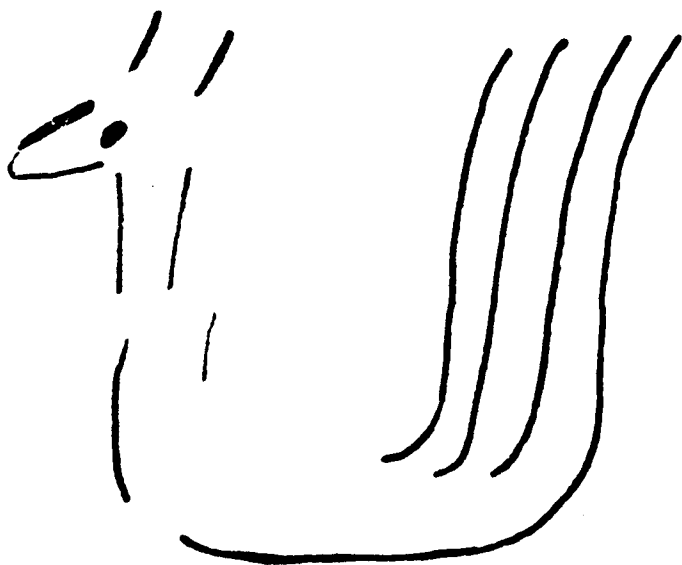


Abb. 39: Stilisierte Darstellung eines Drakkar in der Odín-Höhle am Cerro Guazú.

Was diese Auslegung bestärkt, ist, daß wir auf einem anderen Felsblock der gleichen Höhle etwas sehen, das nur die (leicht idealisierte) Darstellung eines Drakkar (Abb. 39) sein kann. Der Kopf eines Säugetiers, Wolf oder Fuchs, auf dem Hals und dem Körper eines Schwanes – so könnte sich ein im Urwald verlorener Wikinger ein Schiff vorgestellt haben, das er wahrscheinlich nie zu Gesicht bekam.

Bleibt noch eine merkwürdige Zeichnung zu erwähnen, die in einen weißlichen Felsblock getrieben ist. Sie stellt die grotesken Umrisse eines Hampelmannes dar, der – wie Odins Pferd – der Phantasie eines Kindes entsprungen zu sein scheint (Foto 14). Links von ihm (rechts auf dem Foto) erscheint eine lineare Zeichnung, die scheinbar jeder Bedeutung entbehrt. Wir hätten dieser so eigenartigen Figur keinerlei Wichtigkeit beigemessen, träte sie nicht auch auf einem rituellen Schild in

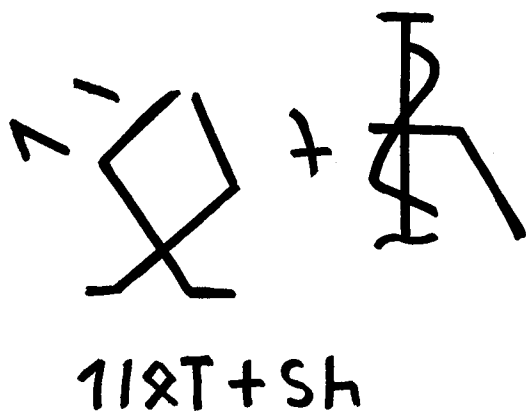


Abb. 40: Auflösung der Runen der Figur der Odin-Höhle am Cerro Guazú.

Chancay (Peru) auf (Foto 15). Hermann Munk ist der Ansicht, daß es sich um eines jener Geheimzeichen handelt (von denen übrigens nur sehr wenige in unserer Zeit enträtselt werden konnten), die ihren Arbeiten hinzuzufügen, den Runenzeichnern manchmal gefiel. Ja, hier könnte sich sogar jemand einen Schabernack geleistet haben. Denn wenn man die Darstellung in ihre Bestandteile zerlegt (Abb. 40), ergibt sich die Übertragung *liotesa*, was bedeutet:

*Rate mal!**

3. Die Altäre des Todes

Vor der Höhle der Altäre befinden sich zwei roh behauene Felsblöcke von praktisch der gleichen Form. Alles scheint darauf hinzuweisen, daß es sich um Opfersteine handelt, die zu klein sind, als daß darauf Menschen hätten geopfert werden können. Beide tragen auf einer ihrer Seiten eine Reihe von tiefen Einkerbungen, von denen die meisten als Ablaufrinnen für das Blut der Opfer gedient haben müssen. Andere sind leicht erkennbare Runen.

So hebt sich auf der Linken eines dieser Altäre (Foto 16) deutlich die Todesrunen ab, darunter rechts ein *hagalaz* (h), die Heils- und Gruß-Runen, und in der Mitte ein *solewu* (s), die Sonnen- und Sieges-Runen (Abb. 41). Wir wissen, daß die Runen-Zeichen außer ihrem Lautwert eine oder mehrere akrophonische Bezeichnungen haben, d. h. solche, die mit dem gleichen Laut beginnen wie der Begriff, den sie darstellen,

* LIOTESA: altnordisch *hljota*, angelsächsisch *hleotan*, altsächsisch *hliotan*, altddeutsch *lioan* = raten, lösen.



Abb. 41: Todes- und andere Runen von einem der Altäre des Cerro Guazú.

und manchmal einen symbolischen Wert (Lebens-, Todes-, Treue-Runa usw.). Jedes Zeichen hat also als solches eine oder mehrere bestimmte Bedeutungen und stellt daher ein Ideogramm (Begriffszeichen) dar. Seine Auslegung erfordert wegen der Vielfältigkeit der Runen-Nomenklatur größte Sorgfalt, so daß Vorsicht geboten ist. Aber man muß zugeben, daß Tod, Heil und Sonne oder Sieg Begriffe sind, die auf einem Wikinger-Altar anzutreffen nicht verwunderlich ist. Auf dem zweiten Opferstein (Abb. 42) sieht man etwas links von der Mitte eine Gruppe von drei Runen: *eihwaz*, *fehu* und

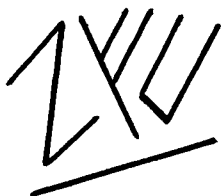


Abb. 42: Runen auf einem der Altäre vom Cerro Guazú.

uruz. Die erste (ein langes *e*) tritt im alten Futhark auf, wurde aber schon damals nicht mehr verwendet. Sie gehört zu einer germanischen Reihe, deren Ursprung sich in der fernsten

Vergangenheit verliert. Sie symbolisiert das Recht und die Rechtsprechung. Die akrophonischen Bezeichnungen von *fehu* und *uruz* bedeuten Eigentum bzw. Männlichkeit. Ein einzelnes Zeichen unten rechts am Altar ist die Rune *mannaz* (Mann), das Symbol des Lebens, in einer ungewöhnlichen Form, die an den hier deutlicher als im Fries von Tuja Og (s. Kap. I, 3) dargestellten Fosite-Dreizack erinnert.

Zwei der Inschriften der Höhle bestätigen, daß es sich bei den fraglichen Felsblöcken tatsächlich um Altäre handelt, die für Opferhandlungen bestimmt waren. Eine von ihnen (Abb. 43), die in ein Medaillon von viel hellerer Farbe als der umge-



Abb. 43: Kryptogramm aus der Höhle der Altäre vom Cerro Guazú.

bende Stein eingetrieben ist, stellt ein Geheimzeichen dar, das Hermann Munk mit der in solchen Fällen gebotenen Vorsicht in die folgenden Bestandteile zerlegt hat: *thurisaz*, *isa*, *odala*, *ansuz* und zwei *solewu*. Es folgen vier verbundene Odal-Runen. Die Übertragung der ersten Gruppe ergibt:

thi o as s.

Thi bedeutet auf nordisch „dir“. *As*, „Ase“, ist die Artbezeichnung für die Hauptgötter der skandinavischen Mythologie. *Odala* ist die Rune Odins, *solewu* diejenige der Sonne.

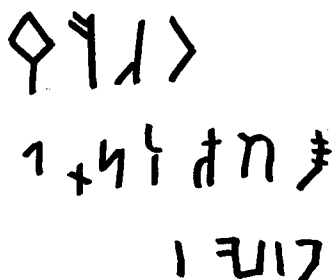


Abb. 44: Runen-Inschrift in der Höhle der Altäre vom Cerro Guazú: das Opfer.

Es ergibt sich also:

Dir. Odin. Sonnengott.

Die Wiederholung einer Rune hat in der Runen-Ideographie (Begriffsschrift) beschwörenden Wert. Wir müssen vielleicht in diesem Sinn die vier *odala* (Odin) auslegen, die die Inschrift vervollständigen.

Der berechtigte Zweifel, der gegenüber dieser geheimnisvollen Ansammlung von Zeichen bestehen bleibt, verschwindet, wenn wir eine andere Steinschrift der gleichen Höhle betrachten. Sie besteht aus einem halben Dutzend Zeilen, deren meiste Zeichen leider sehr beschädigt sind. Nur zwei einzelne Gruppen, die sich, die eine über der anderen, links über der Inschrift befinden, und eine dritte unten rechts sind klar lesbar (Abb. 44). Ihre Übertragung ist trotz einiger miteinander verbundener Runen einfach:

ofak
les that uile
ifuil,

das heißt wörtlich*:

*Opfer
laß dies dauern
der Starrsinnige,*

oder freier übersetzt:

Laß dies Opfer dauerhaft sein!

Ifuil, der Starrsinnige, scheint (als Eigen- oder Beiname) die Unterschrift des Ganzen zu sein, obwohl noch weiter unten ein anderes (unentzifferbares) Wort eingeritzt ist.

In der Höhle des Pferdes finden wir eine weitere Inschrift religiösen Charakters (Foto 17). Sie hat im Rahmen unserer Untersuchung besondere Bedeutung. Nicht wegen ihres Textes, der klassisch ist, noch wegen der kryptographischen Schreibweise ihrer beiden letzten Wörter, die für Anrufungen der Götter typisch zu sein scheint, sondern weil sie das Werk eines berufsmäßigen Runenschneiders ist. In dieser Beziehung stellt sie, zumindest soweit wir bisher wissen, einen einzigartigen Fall in der Runologie Südamerikas dar.

Die Übertragung der Steinschrift läßt keinerlei Zweifel bestehen, obwohl der Künstler die graphische Genauigkeit seinem Sinn für Harmonie geopfert hat:

kallil olif ull uli.

Olif ist, wie wir gesehen haben, eine in der Wikinger-Zeit übliche Verkleinerungsform des Vornamens Adalwolf. Ull ist

* OFAK: altnordisch *offra* = opfern, LES: altnordisch, *lata*, gotisch *letan*, altfriesisch *leta* = lassen. THAT: altnordisch *at*, gotisch *ata*, angelsächsisch *aet*, altdeutsch *daz* = dies. UILE: altnordisch *hvila*, gotisch *weilan*, altdeutsch *wilon* = dauern. IF: mittelhochdeutsch *ifer* = ernst. UIL: altnordisch *vili*, gotisch *wilja*, altfriesisch und angelsächsisch *willa*, altdeutsch *willo* = Wille.

der Jagdgott der germanischen Mythologie. Die Bedeutung des Ganzen ist*:

Olif der Kühne dem Ull (Beschützer) des Erbgutes.

Ein Lithogramm (auf Stein gemalte Inschrift) gleicher Art zierte den Sockel des Dolmen vom Cerro Guazú (Abb. 45). Links von einer strahlenden Sonne liest man nicht ohne Schwierigkeit, weil auch hier die Schreibweise mehr künstlerische Bemühungen als Genauigkeit verrät:

os leuo liuth,

was bedeutet**:

Hymne des Sonnengottes.

Ase ist gleichbedeutend mit dem Sonnengott Odin.

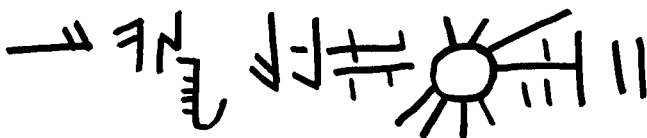


Abb. 45: Strahlende Sonne und Rünen-Inschrift am Fuß des Dolmen vom Cerro Guazú.

* KALLIL: altnordisch *karl* = kühner Mann, nordisch *kall* = Alter. (IL ist wahrscheinlich eine Nachsilbe, deren Bedeutung wir nicht kennen). ULI: altdeutsch *ul* = Erbgut, überkommener Besitz einer Familie, eines Stammes, einer Rasse.

** OS: graphische Abwandlung von *as* = Ase (s. oben). LEUO: altnordisch, altfriesisch und angelsächsisch *lof*, altdeutsch *lob* = Lob (von der indoeuropäischen Wurzel *leubh*). LIUTH: altnordisch *liodh* = Zauberformel, altsächsisch *lioth*, altdeutsch *liod*, angelsächsisch *leod* = Lied, Gesang, Gedicht; daher LEUO LIUTH = Lobgesang, Hymne.

4. Krieg und Sieg

Die Wikinger vom Cerro Guazú hatten mehr als einen Anlaß, sich unter den Schutz ihrer Götter zu stellen. Nicht nur machte der Urwald diesen Nordmännern das Leben schwer, sondern auch der Feind – offensichtlich besonders kriegerische Indianer dieser Gegend – nötigte sie zu häufigen Kämpfen, die sie übrigens ihrer Art entsprechend keineswegs scheuten. Den Beweis dafür finden wir in verschiedenen Inschriften, die sich auf den Krieg beziehen.

Eine von ihnen befindet sich in der Höhle der Altäre. Sie besteht aus zwei Zeilen sehr gut ausgeführter Schriftzeichen, die in eine Art ovales Medaillon eingemeißelt sind (Foto 18). Vier oder fünf Zeichen am Ende der ersten Zeile waren nicht übertragbar. Es blieben:

uik uina klok us luth thi . . .
ate kle uf thi.

Die drei letzten Zeichen der zweiten Zeile (*th* stellt hier keinen *thurisaz* dar, sondern wird von den Einzelbuchstaben *t* und *h* gebildet) haben nichts mit dem *thi* = „dir“ des Satzes oder der Anrufung zu tun, von der wir weiter oben sprachen. So unvollständig das Ganze damit auch ist, so eindeutig übersetzbar bleibt es*:

* UIK: altnordisch *vega*, gotisch *weikan*, angelsächsisch und altdeutsch *wigan* = kämpfen. UINA: altnordisch *vinda*, gotisch *windan*, altdeutsch *wintan* = wenden, zurückkommen, wiederanfangen. US: altnordisch, gotisch und angelsächsisch *ut*, altdeutsch *uz* = aus. LUTH: altdeutsch *lud* = Ruhm. THI: altnordisch *thi* = dir. ATE: altdeutsch *atto*, gotisch *atta* = Vater. KLE: altdeutsch *kliban* = kleben, bleiben. UF: altnordisch *yfir*, gotisch *ufar*, altdeutsch *uber* = über, altnordisch *ofan*, angelsächsisch *ufan*, altdeutsch *obana* = oben.

*Der Krieg von Klok hat wiederangefangen. Ruhm sei
dir . . .*

Vater bleib du oben . . .

Was Klok bedeutet, wissen wir nicht. Es muß sich um eine Ortsbezeichnung handeln.

Wenn der Runen-Schreiber angesichts eines möglichen Angriffes seinem Vater, wahrscheinlich einem Greis, empfiehlt, auf der durch das Vorhandensein von Wasser um so leichter zu verteidigenden Hochebene zu bleiben, wo die Wikinger ihre Häuser und vielleicht eine Festung gehabt haben müssen, besagt eine andere Botschaft in der gleichen Höhle, daß die Maßnahmen ergriffen wurden, um ihre Zugänge zu verteidigen. Wir lesen da nämlich trotz zwei schwer zu übertragender Gruppen von Runenzeichen (Abb. 46):



Abb. 46: Runen-Inschrift in der Höhle der Altäre am Cerro Guazú: die Wache.

sunol ui ekath luk left loip,

was bedeutet*:

Sunold und Ekath, bewacht den Weg auf dem Abhang links!
Sunold („starker Sohn“) und *Ekath* („Schwertträger“) sind Eigennamen. Das Fehlen des End-*d* bei dem Erstgenannten

* UI: altddeutsch *wio* = wie, sowie, und. LUK: altddeutsch *luogen*, altsächsisch *lokon*, angelsächsisch *locian*, neuenglisch *to look*, neudeutsch erhalten in *Lugans* (Aussichtsturm) = Ausschau halten, LEFT: angelsächsisch *lyfte*, neuenglisch *left* = links. LOIP: altnordisch *hlaupa*, angelsächsisch *hlepan*, altfriesisch *hlapa*, altddeutsch *loufan* = laufen, neuskandinavisch *loipe* = (Ski-)Abfahrt, Piste.

kann sowohl eine Abwandlung als auch ein orthographischer Fehler sein.

Kriege pflegen mit Sieg oder Niederlage zu enden. Aber die alten Inschriften erwähnen lieber die Erfolge als die Mißerfolge. Das erweist sich einmal mehr an zwei Inschriften in der Höhle des Pferdes.

Die eine (Foto 19) besteht aus großen Buchstaben von allzu phantasievollen Formen. Trotzdem wirkt ihre Übertragung kein ernsthaftes Problem auf:

klua kult kulms si.

Die Übersetzung ist schon schwieriger. Sie ergibt nämlich wörtlich*:

Der Sieg glänzt Gold über dem Gebirge.

„Gold glänzen“ ist wahrscheinlich ein idiomatischer Ausdruck. Wenn es so wäre, ergäbe sich:

Der Sieg glänzt wie Gold (oder: golden) über dem Gebirge.

Die zweite der erwähnten Inschriften in der gleichen Höhle ist genau unter der Vorerwähnten in ein schmales Band von Stein eingemeißelt (Abb. 47). Sie ist ziemlich beschädigt mit

48L+J48X-1L1N191118141Q21Y1A

Abb. 47: Runen-Inschrift in der Höhle des Pferdes am Cerro Guazú: Kriegszüge und Sieg.

* KLUA: altnordisch *gloa*, altdeutsch *gluoen*, altsächsisch *glowan* = glühen, glänzen. KULT: altnordisch *gull*, gotisch *gulo*, altdeutsch und angelsächsisch *gold* = Gold. KULMS: altnordisch *kull* = Hügel, Berg, Gebirge (*Kulm* tritt in zahlreichen deutschen Ortsbezeichnungen im Sinn eines kleinen Berges zwischen großen auf); das End-s bezeichnet den Ortsfall (Lokativ). SI: altnordisch *sik* = Sieg (das End-k dürfte durch Witterungseinflüsse verwischt worden sein).

Ausnahme der letzten lesbaren Zeichen. Sie bietet die Besonderheit des Vorhandenseins dreier arabischer Ziffern einschließlich einer 5, die nach dem Gebrauch des Mittelalters die Form einer 4 hat wie bei einer der Datumsangaben, die wir früher am Cerro Morotí² entdeckten. Ihre Übertragung ergibt:

5 olefs 8 og 7 lits no faföiol kluo sig a. . . .

Und ihre Übersetzung*:

*5 und 8 und nochmal 7 Expeditionen (nach) Faföiol glänzen
sicher . . .*

Die Etymologie von *lits* ergibt für dieses Wort die Bedeutung von Reise. Aber da es sich um militärische Operationen handelt, schien uns der Ausdruck „Expedition“ zutreffender. *Faföiol* können wir keinen anderen Sinn als den einer Ortsbezeichnung beimessen.

5. Einige Eigennamen

Wie stets in der Runen-Epigraphie begegnen wir am Cerro Guazú zahlreichen Eigennamen, von denen einige nur aus einem oder zwei Namen oder Beinamen (in einem Fall drei) bestehen, während einige wenige andere mit *ik* = ich beginnen nach der Art der *jegformlen* der dänischen Runologen. Beschränken wir uns hier darauf, einige von ihnen zu erwähnen. In der Höhle der Altäre nahmen wir eine Steinschrift auf, die

* OLEFS: altdeutsch *lif* = mehr (daher neudeutsch *elf* = eins mehr und *zwölf* von *zweilif* = zwei mehr). OG: altnordisch *og* = und. LITS: altnordisch *leid*, altsächsisch *leda*, angelsächsisch *lad* = Richtung, nach (im neudeutschen *Leit*motiv enthalten). NO: altnordisch *naúh*, altsächsisch und altdeutsch *noh* = noch. KLUO: s. oben. SIG oder *sik*: ebenso.

(Foto 20) ist. Trotzdem läßt ihre Übertragung nicht den geringsten Zweifel:

* *malisku o izot.*

Die genaue Übersetzung von *malis* ist „Schriftenmaler“. Wir wissen, daß in Skandinavien die Tätigkeit des „Runenschneiders“ je nach dem mit den Verben *writan*, *hoggva* und *rista* für schneiden und *faihian* für malen bezeichnet wurde. Aber ebenso wie sich *writan* in das neuenglische *to write* verwandelte, gewann *faihian* sehr bald schon die Bedeutung von „schreiben“⁶. Das Wort *malis* dürfte einen ähnlichen Bedeutungswandel erfahren haben, da am Cerro Guazú die überwältigende Mehrheit der Inschriften (oder zumindest derjenigen, die bis heute erhalten blieben) nicht gemalt, sondern geschnitten sind. Daher die Übersetzung*:

Der kleine eiserne Schreiber.

„Schreiber“ muß hier im ursprünglichen und allgemeinen Sinn des Wortes verstanden werden. Das Ganze stellt keineswegs einen Eigennamen dar, hatte aber für diejenigen, die den fraglichen Runenschneider kannten, die Bedeutung eines solchen.

In der Höhle des Pferdes besteht eine Steinschrift, deren Autor – wie der vorerwähnte – ausgesprochenen Kunstsinn beweist, aus zwei Gruppen äußerst unregelmäßiger Zeichen, die in ihrer Darstellung und Verbindung untereinander schon beinahe ein Kryptogramm sind (Foto 21). Hermann Munk gibt uns folgende Übertragung:

ginil gilokal.

* MALIS: gotisch *mela* = Buchstabe, *meljan* = schreiben, altdeutsch *mal* = Zeichen, neudeutsch Maler. KU: Verkleinerungsform. O: altnordisch *og* = und (das fehlende *g* ist möglicherweise ein Flüchtigkeitsfehler des Schreibers). IZOT: altdeutsch *iserin* = eisern.

Ginil ist ein Eigen-, *gilokal* ein Beiname. Daher also*:

Ginil der Gelockte.

Ein anderer Personennamen in der gleichen Höhle hat gleichfalls beinahe das Aussehen einer Geheimschrift (Abb. 50),



Abb. 50: Name in Runenschrift in der Höhle des Pferdes am Cerro Guazú.

wie ja auch viele unserer neuzeitlichen Unterschriften. Aber wir konnten ihn ohne jede Schwierigkeit als *ils* entziffern, die Zauberin der Wälder in Altdeutsch. Dieser weibliche Vorname hat sich bis heute in kaum veränderter Form erhalten: Ilse. Erwähnen wir auch noch zwei Beinamen: *blikif*, der Glänzende** (Abb. 51), dessen erste Rune unvollständig oder



Abb. 51: Name in Runen-Schrift in der Höhle des Pferdes am Cerro Guazú.

* GI: Vorsilbe, die in allen germanischen Sprachen die Verbindung, das Ganze, die Gesamtheit bezeichnet. LOK: altnordisch *lokkr*, altfriesisch und altsächsisch *lok*, angelsächsisch *loce* (spr.: *loke*), altdeutsch *loc* = Locke. AL: Nachsilbe.

** BLIKIF: altnordisch *blikja* = blinken, glänzen, altdeutsch *blie* = Blitz.

latinisiert ist, während die drei letzten in einer Art künstlerischen Schnörkels zusammengeschrieben sind, und *mouei*, der Tapfere* (Abb. 52), dessen letzte Rune ausgelöscht ist.



Abb. 52: Name in Runen-Schrift in der Höhle des Pferdes am Cerro Guazú.

Am Fuß des Dolmen erregt vor allem eine trotz dreier Zusammenschreibungen sehr klare *jegform* unsere Aufmerksamkeit (Abb. 53):

ik tulakat,

oder übertragen**:

Ich Katzenkind.

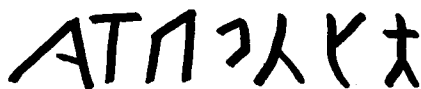


Abb. 53: Name in Runen-Schrift am Fuß des Dolmen am Cerro Guazú.

* MO: altnordisch *modhr* = Zorn, altfriesisch, altsächsisch, angelsächsisch *mod*, altdeutsch *muot* = Mut, Kühnheit. WEI: altnordisch *vinr*, altdeutsch *win* = Freund von, gewöhnt an.

** IK: altnordisch *ik* = ich. TULA: altdeutsch *toldo* = Blumenkrone, aus dem altgermanischen *dul* = sprießen, blühen, irisch *deil* = Zweig. KAT: altnordisch *ketta*, altfriesisch *katta*, altdeutsch *kazza* = Katze.

Es handelt sich um ein weibliches, da *tula* Femininum ist. Ein derartiger Name braucht uns nicht zu überraschen, hat uns doch die Geschichte den Namen eines irischen Fürsten aus dem 1. Jahrhundert v. d. Ztwd. überliefert: Cenn Caith = Katzenkopf.

An dem gleichen Dolmen-Sockel finden wir die Personennamen *uilte**, der Unzähmbare (Abb. 54), und

tulon giuk.

U I L T M

Abb. 54: Name in Runen-Schrift am Fuß des Dolmen am Cerro Guazú.

Giuk (genauer: *Giuki*) ist, fast geheimschriftlich eingemeißelt (Abb. 55), ein bekannter nordischer Name. Wir haben eben gesehen, daß *tulo* (die männliche Form von *tula*) Kind,

T P I A N X R

Abb. 55: Name in Runen-Schrift am Fuß des Dolmen am Cerro Guazú.

Nachkomme bedeutet. Das *u* am Ende wirft ein Problem auf, das wir nur lösen können, indem wir es (etwas eigenmächtig) als eine Abkürzung oder Verstümmelung von *uin* nehmen,

* UILTE: altddeutsch, altsächsisch, altfriesisch und angelsächsisch *wilde* = wild, ungezähmt.

wie es eigentlich heißen müßte. Wenn wir damit recht haben, ergibt sich wörtlich folgende Übersetzung:

Giuk, der Freund des Nachkommen.

Der Nachkomme ist in der skandinavischen Mythologie der Gott Heimdall, „der Erdgeborene“. Es ergäbe sich also*:

Giuk, Heimdalls Freund.

6. Einige Botschaften und ein Geheimnis

Beenden wir diese Aufzählung von übersetzten Inschriften vom Cerro Guazú mit der Wiedergabe von fünf weiteren, von denen vier Botschaften verschiedener Art sind, während die fünfte den Astronomen ein Problem stellt, von dem wir annehmen, daß es ihnen nicht schwer fallen wird, es zu lösen.

In einem kleinen eingemeißelten Medaillon in der Höhle des Pferdes lesen wir (Abb. 56):

alf nui.



Abb. 56: Runen-Inscription in der Höhle des Pferdes am Cerro Guazú.

Eine anschließende Gruppe von Zeichen ist zu sehr verwischt, als daß es möglich gewesen wäre, sie aufzunehmen. Beschränken wir uns daher darauf, sie unvollständig zu übersetzen**:

* TULO: s. oben. UIN: s. oben unter WEI.

** ALF: nordisch *alf* = Fluß. NUI: altnordisch *nuath*, *nua*, gotisch *niugis*,

Neuer Fluß.

Eine andere Steinschrift in der Höhle der Altäre (Abb. 57) stellt eine doppelte Forderung dar, die uns zum Teil unverständlich ist. Sie beginnt mit einer Zeichnung, die keine Rune



Abb. 57: Runen-Inschrift in der Höhle der Altäre am Cerro Guazú.

ist, sondern ein menschliches Wesen männlichen Geschlechtes symbolisch darzustellen scheint. Danach liest man (in Übertragung):

uil iltla o fe of ten tilth.

Was *iltla* heißt oder bedeutet, wissen wir nicht. Der Name einer reichen Erbin oder derjenige eines Erbgutes? Vermutungen. Der Zweifel über eines der Worte des Satzes bleibt bestehen. Sein allgemeiner Sinn ist trotzdem durchaus verständlich*:

altfriesisch *nie*, altsächsisch *niwi*, angelsächsisch *niwe*, *niowe*, althochdeutsch *niwi*, mittelhochdeutsch *niuwe*, neudänisch *ny* (spr.: nü) = neu.

* UIL: altnordisch *vili*, gotisch *wilja*, altfriesisch und angelsächsisch *willio*,

(Der symbolisch gezeichnete Mann) wünscht Itla und das
Vieh

des Tales (oder Waldes) zu bekommen.

Um was für Vieh kann es sich hier im tropischen Urwald gehandelt haben, wo die Lamas nie heimisch werden konnten? Wir werden es im nächsten Kapitel erfahren.

Geben wir indessen eine Inschrift (Abb. 58) völlig anderer Art wieder, die beweist, daß die Wikinger in Südamerika weder ihre Vorliebe für den Met noch ihren Humor verloren hatten. Wir lesen nämlich in der Trinkstuben-Höhle:

laf. ual kith nual.

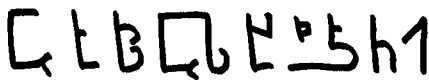


Abb. 58: Die Runen-Inschrift der Trinkstuben-Höhle am Cerro Guazú.

An der mit einem Punkt bezeichneten Stelle (hinter *laf*) befindet sich ein unlesbarer Buchstabe. Von den fünf Gruppen untereinander verbundener Runen, aus denen sich die Steinschrift zusammensetzt, erwies sich eine als unübertragbar, was jedoch der Übersetzung der vier anderen nicht ihren Sinn raubte*:

altdeutsch *willo* = wollen (will, wollte, gewollt). O: altnordisch *og* = und (das End-g fehlt wie in einer vorhergehenden Inschrift). FE: altnordisch *fe*, gotisch *faihu*, altsächsisch *fehu*, angelsächsisch *feoh*, altdeutsch *feho* = Vieh. OF: altnordisch, altsächsisch und gotisch *af*, angelsächsisch *of* = des. TEN: altfriesisch *dene* = unten, angelsächsisch *denn* = Tal, altdeutsch *tan* = Tann, Wald. TILTH: altfriesisch *tilia*, altsächsisch *tilian* = bekommen.

* LAF: germanisch *lap*, angelsächsisch *lapiān* = trinken, nordisch *lapia*, la-

Gutes Trinken freut den Spalt.

Mit „Spalt“ ist hier offenbar derjenige gemeint, der uns zur Nahrungsaufnahme (auch in flüssiger Form) dient . . .

Erwähnen wir schließlich noch eine letzte Inschrift, die am Sockel des Dolmen aufgenommen wurde. Ihre Runen sind halbkreisförmig um eine auf- (oder unter-)gehende Sonne angeordnet, so als wären sie ihre Strahlen (Abb. 59). Links vom

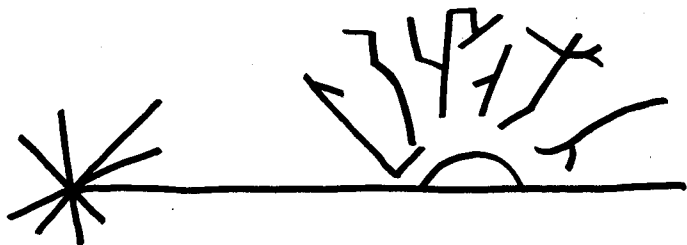


Abb. 59: Runen-Inschrift am Fuß des Dolmen am Cerro Guazú.

„Horizont“ sieht man einen großen Stern. Drei Zusammenschreibungen können die sichere Übertragung des Textes nicht verhindern:

elis kuk nas sa.

Das End-*s* von *nas* und das Anfangs-*s* von *sa* gehen gemäß der in der klassischen Runen-Epigraphie üblichen Haplographie

per, altdeutsch *laffan* = lecken. UAL: altnordisch *vel*, *val*, gotisch *waila*, angelsächsisch *wel*, neuenglisch *well*, altdeutsch *wola*, *wala*, *wela* = wohl, gut. KITH: altnordisch *geta*, neuenglisch *to get* = bekommen, altdeutsch *ir-getzan* = vergessen machen, neudeutsch *ergötzen*. NUAL: altdeutsch *hnua*, *nuoa* = Spalt.

(vereinfachenden Schreibweise) ineinander über. Die Übersetzung*:

Der andere Vagabund sät Nässe.

Mit dem „anderen Vagabunden“, der ungewöhnliche Regenfälle bringt, scheint ein großer Komet gemeint gewesen zu sein, wie er an der Seite der Inschrift schematisch dargestellt ist. Wenn dem so wäre, müßten uns die Astronomen sagen können, in welchem Jahr zwischen dem 11. und 15. Jahrhundert, dem Zeitraum der Anwesenheit der Wikinger in Südamerika, ein meteorologisches Phänomen dieser Art und von so katastrophalen Auswirkungen sich zutrug, daß die Bewohner des Cerro Guazú es für angebracht hielten, die Erinnerung daran schriftlich festzuhalten. Das würde übrigens bei diesen letzteren ein wissenschaftliches Niveau voraussetzen, das die um das Jahr 1250 von den Tiahuanacu-Wikingern⁴ nach Dieppe gebrachte und 1507 von Martin Waldseemüller reproduzierte Südamerika-Karte gleichfalls bestätigt.

7. Eine Zufluchtsstätte an der Nord-Straße

Das Runen-Vorkommen vom Cerro Guazú, von dem wir nur einen Teil aufgenommen haben, beweist deutlich, daß das Gebiet während langer Zeit von den Wikingern aufgesucht wurde. Die Zahl der Inschriften, ihr verschiedener Erhaltungszustand und vor allem die Tatsache, daß sich einige von

* ELIS: altnordisch *elja* = die andere, die Rivalin, gotisch *aljis*, altdeutsch *eli* = der andere. KUK: altdeutsch *geugaron*, Tiroler Dialekt der Neuzeit *geigeln* = vagabundieren. NAS: gotisch *nats*, altdeutsch *naz* = das Naß, die Nässe. SA: gotisch *saian*, altdeutsch *saen* = säen.

ihnen gegenseitig überlagern, ganz zu schweigen von den Wänden, die über und über mit in den Fels gegrabenen Ornamenten (vor allem harmonisch ineinander geschlungenen Zweigen) bedeckt sind, legen davon zweifelsfreies Zeugnis ab. Trotzdem sehen wir hier keinerlei dauerhafte Konstruktion, keinen Tempel wie in Tacuatí, keinen Schutzwall wie auf dem Cerro Corá. Das Dorf muß sich auf der Hochfläche befunden haben, wo es Wasser im Überfluß gibt, aber die Häuser können nur aus Holz gewesen sein, da nichts von ihnen übrig geblieben ist. Der Cerro Guazú war also nicht ein *pareha*, eine Station an einer Straßenkreuzung wie derjenige von Yvytyruzú. Das geht vor allem daraus hervor, daß wir hier nichts gefunden haben, was sich mit dem für diesen letzteren charakteristischen „Wegweiserschild“² vergleichen ließe, aber auch, wie wir im Kapitel VI sehen werden, weil der Weg, auf dem man zum Cerro Guazú gelangt, lediglich eine nicht weiter führende Abzweigung von der Nord-Straße ist.

Die offenen Höhlen dienten wahrscheinlich als vorgeschobene Posten für eine Garnison, der der Schutz der Siedlung in einem als gefährdet geltenden Gebiet anvertraut war, wie die auf den Krieg bezüglichen Inschriften beweisen. Während der langen Stunden der Wache kratzten die Krieger Zeichnungen in den weichen Fels und diejenigen, die zu schreiben verstanden, Namen, Anrufungen ihrer Götter, Botschaften und sogar – zum Zeitvertreib – Kryptogramme, genauso wie sie sich in Skandinavien und in Kontinental-Germanien befinden. Die kleinen Altäre, die man in einer der Höhlen sieht, zeigen, daß diese auch (vielleicht nicht ausschließlich) religiösen Zeremonien diene, und daß hier – wie in Yvytyruzú – den Göttern Opfer dargebracht wurden.

Wir werden später sehen, was das Wesen dieser Siedlung war. Begnügen wir uns im Augenblick mit der Feststellung, daß die Darstellungen von Tieren an den Wänden der Höhlen im Rahmen unserer Forschung besondere Bedeutung haben. Denn sie tragen in entscheidender Weise zur Lösung eines der erregendsten Probleme bei, die die Geschichte Südamerikas aufwirft.

V. PFERDE, HUNDE UND RINDER
IM VORKOLUMBIANISCHEN AMERIKA

1. Einige unerwartete Tiere

Als wir unsere Erhebungen am Cerro Guazú machten, wußten wir bereits seit Jahren, daß die Wikinger von Tiahuanacu aus nach Paraguay gekommen waren. Die Entdeckung von Runen-Inschriften im Amambay-Gebirge lieferte uns einen neuen Beweis dafür – und was für einen Beweis! – konnte uns aber nicht überraschen. Die Darstellung des sechsbeinigen Pferdes in der Odin-Höhle war im Rahmen unserer vorhergehenden Schlußfolgerungen gleichfalls leicht zu erklären, handelte es sich doch bloß um die örtliche Anpassung einer mythologischen Gestalt, deren Form sich in der religiösen Ikonographie, ja sogar in der Überlieferung durch die Jahrhunderte hatte erhalten können, um so mehr, als dieses Tier als solches kaum zu erkennen war. Eine unerwartete Überraschung dagegen war für uns die Zeichnung eines anderen, völlig verschiedenen Pferdes, die wir auf einem in der nach ihm benannten Höhle aufgenommenem Foto unserer Mitarbeiter sahen.

Die fragliche Höhlenzeichnung (Foto 22) zeigt uns nämlich ein Tier von sehr sauberen Linien, ein wahres Kunstwerk trotz – oder vielleicht gar wegen – der Einfachheit seiner Linienführung. Im ersten Augenblick – und wir erwähnten das auch in der Presseerklärung über unsere Entdeckungen am Cerro Guazú – schien uns bei der Beurteilung der Authentizität der Zeichnung große Behutsamkeit geboten. Ihre Linien-

führung ist viel deutlicher als diejenige der sie umgebenden Inschriften, und das in einer tropischen Region, wo sich die Verwitterungs- und Alterserscheinungen mit äußerster Schnelligkeit ergeben. Aber wer könnte ein solches Bild in unserer Zeit, ja vielleicht sogar erst vor wenigen Monaten in den Stein gegraben haben? Gewiß keiner der Guayakí-Urwaldindianer, die die Gegend gelegentlich aufsuchen, und auch nicht der einzige Paraguayer, der es wagte, bis dorthin vorzudringen, Celestino Rojas, dessen Bildung oberflächlich ist. Das für eine solche Darstellung unerläßliche künstlerische Talent trauten wir auch dem Geologen nicht zu, der die Höhle seinerzeit entdeckt hatte. Dagegen war es durchaus möglich, daß irgendein Banause eine derartig überraschende und dazu wenig sichtbare Zeichnung mit einem spitzen Instrument nachgezogen hatte. Diese Hypothese erwies sich als zutreffend. Eine fotografische Vergrößerung ließ nämlich unter den zeitgenössischen Strichen eine Linienführung erscheinen, die so verwittert und verwischt wie die benachbarten Steinschriften war. Eine später an Ort und Stelle vorgenommene persönliche Inaugenscheinnahme bestätigte das Alter der ursprünglichen Zeichnung.

Das ergeben anderseits auch die Umriss des Tieres, die völlig anders sind als diejenigen der kleinen Kreolen-Pferde dieser Gegend. Wir haben es mit einem Roß edler Rasse zu tun, wie seine stolze Haltung und seine feinen Beine beweisen, deren Zartheit (natürliche Folge eines wenig günstigen Klimas) den eleganten Gesamteindruck noch verstärkt. Können wir seine Rasse genau feststellen? Ja, und zwar dank einem anatomischen Detail, das in die Augen springt: der außergewöhnlich kleine Kopf. Denn dies ist ein Charakteristikum, das auffallendste, der Streitrösser, die die Skandinavier im Mittelalter



Abb. 60: Typ des Wikinger-Streitrosses (Bildstein von Hornhausen).

züchteten. Ein Beispiel (Abb. 60) wird uns das besser zeigen als lange Erklärungen. Von der Schlankheit abgesehen, sind Körperbau und Haltung des am Cerro Guazú abgebildeten Tieres genau diejenigen, die man von einem Wikinger-Pferd erwarten darf.

Die Authentizität unseres Pferdes wird indirekt auch durch die Tatsache unterstützt, daß sich unmittelbar unter seiner Darstellung eine andere Zeichnung aus jüngster Zeit, hier jedoch ohne Überlagerung, befindet. Es handelt sich um die unvollständige und nicht sehr genaue Nachzeichnung der Darstellung eines Hundes (Foto 23), die in die gleiche Wand, aber schwer erreichbar eingemeißelt ist, deren Verwitterungserscheinungen keinen Zweifel über ihr Alter aufkommen lassen. Da er diese Steinzeichnung nicht der gleichen Behandlung unterziehen konnte wie die andere, versuchte der Banause, sie zu kopieren, welchen Versuch er jedoch aus dem einen oder anderen Grund sofort aufgeben mußte. Vielleicht sah er das Mißlingen schon nach seinen ersten Strichen voraus.

Dieser Hund ist nicht irgendein Tier. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, erkennt jeder Hundefreund – wir machten in dieser Hinsicht verschiedene Versuche – in ihm einen Terrier. Er hat den gedrungenen Körper, den geraden Schwanz und vor allem den großen und langen Kopf mit runder Schädelwölbung und quadratischer Schnauze, die den größten Teil der Abarten dieser Rasse kennzeichnen. Ihn mit dieser oder jener derselben vergleichen zu wollen, wäre jedoch vergeblich, weil sie alle jüngeren Ursprungs sind. Aber es ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß alle Terrier vom *old broken haired terrier* Irlands abstammen scheinen, und daß alle seine Abarten, historische und zeitgenössische, aus die-

sem Land, Schottland und Wales kommen. Nun, wir wissen, daß die Wikinger Südamerikas gerade eben aus Irland kamen. Es ist daher nicht überraschend, daß sie Hunde mitbrachten – große Jäger und wilde Kämpfer wie der zur gleichen Rasse gehörende Airdale-Terrier von heute – deren Wert sie ganz besonders zu schätzen wußten.

Andererseits schreibt Madelaine Friant¹¹ über den *Canis Ingae* (auf den wir später noch zurückkommen werden), daß „die Wildhunde Südamerikas mit den Gattungen Chrysoción, Cerdoción und Notoción, sehr verschieden von unserem Wolf [*Canis (canis) lupus L.*], sich in ihrer allgemeinen äußeren Erscheinung beträchtlich sowohl von dem *Canis Ingae* als auch von den Haushunden Europas unterscheiden. Es ist also nicht möglich, zu behaupten, daß der Hund der Inkas von den südamerikanischen Wildhunden abstammt“. Das kann man schon gar nicht von unserem Terrier, der sich von den genannten Rassen noch mehr unterscheidet und der eindeutig zu einer ganz anderen, typisch europäischen Rasse gehört.

Wir treffen den Hund von Cerro Guazú in einer Zeichnung von Fritz Berger (Abb. 61) wieder, der ihn als Tiger bezeichnet, obwohl er ein Halsband trägt. Das Tier, von dem wir nur den charakteristischen Kopf, den Hals, einen Teil des Körpers und die Andeutung eines Hinterlaufes sehen, verfolgt ein nicht erkennbares Säugetier, das etwas kleiner als er selbst ist. Berger sagt, er habe die Darstellung in die Decke eines „Zimmers“ eingemeißelt gefunden, wobei er als Standort nur die Gegend des Cerro Corá, leider ohne jede Präzisierung, angibt. Vermerken wir, daß wir in Paraguay außerhalb der Städte niemals einem Hund mit Halsband begegnet sind. Es scheint daher ausgeschlossen, daß es sich um eine zeitgenössische Steinzeichnung handelt. Und wäre es so, würde die



Abb. 61: Zeichnung eines Hundes in der Umgebung des Cerro Ipir, nach Fritz Berger.

Übereinstimmung mit unserem Terrier ans Wunderbare grenzen.

In der Höhle der Altäre gesellt sich dem Pferd und dem Hund, die wir eben beschrieben haben, ein drittes Tier hinzu. Rechts über der Inschrift des Fotos 18 finden wir nämlich die Umrisse eines Rindes (Abb. 62), das durch seinen vollen

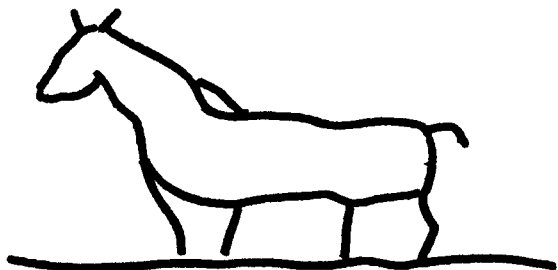


Abb. 62: Zeichnung einer normannischen Kuh, in die Wand der Höhle der Altäre getrieben, Cerro Guazú.

Körper, seine kurzen Beine und seine wenig entwickelten Hörner leicht zu erkennen ist. Ein Aspekt seiner Anatomie überrascht uns jedoch: der kleine Kopf auf einem an seinem Ansatz breiten, sich nach oben verjüngenden und viel höher reichenden Hals als bei den heute bekannten Rinderrassen (obwohl bei den weiblichen Tieren der Hals stets weniger gedungen als bei den männlichen ist). Diese Einzelheit könnte uns über die Gattung des Tieres zweifeln lassen, träfen wir es nicht auf dem mittelalterlichen Wandteppich von Bayeux (Foto 24) wieder, der bekanntlich die Eroberung Englands durch die Normannen, Vettern der Wikinger von Tiahuanacu, darstellt.

2. *Das Dogma vom nachkolumbianischen Pferd*

Warum überraschte uns die Darstellung des Pferdes vom Cerro Guazú? Weil sie einen unschätzbaren Beitrag zur Zerstörung eines der Dogmen des konformistischen Amerikanismus darstellt. Wir meinen die Behauptung, Pferde seien erst nach Kolumbus mit den Spaniern in die Neue Welt gelangt, was auch für Rinder (mit Ausnahme des Bisons) und für Federvieh (mit Ausnahme des Truthahns) gelten soll.

Die ungewöhnlich langlebige Legende entstand aus einer irrtümlichen Auslegung des Adelantado Juan de Garay, der im Jahr 1580 von Asunción an den Rio de la Plata mit der Absicht kam, dort an der Stelle eine Stadt (Buenos Aires) zu gründen, wo Pedro de Mendoza 1536 eine Befestigung angelegt hatte, die aber wenig später geräumt werden mußte. Als Garay und seine Leute an ihr Ziel gelangten, erstaunte sie „das Vorhandensein von Herden wilder Pferde in großer Zahl, Nachkommen der Hengste und Stuten, die beim Verlassen der früheren Niederlassung zurückgelassen worden waren“⁸. Nichts ist unwahrscheinlicher als eine solche Herkunft.

Wir kennen nämlich alle Einzelheiten der Expedition Mendozas dank einem ihrer Mitglieder, Ulrich (Utz) Schmidl⁵. Wir wissen insbesondere, daß der Adelantado und Generalkapitän aus Europa nur 72 Hengste und Stuten mitgebracht hatte. Andererseits lernten die 300 Seeleute und die 2350 deutschen und spanischen Soldaten, die seinem Befehl unterstellt waren, die Qualen des Hungers so genau kennen, daß ihnen nichts anderes übrig blieb, als sich von Ratten und „sogar Schuhen und Lederzeug“ zu ernähren, wie Schmidl schreibt. Er weist sogar darauf hin, daß einige Fälle von Menschenfresserei vorkamen. Selbstverständlich waren viele Pferde ver-

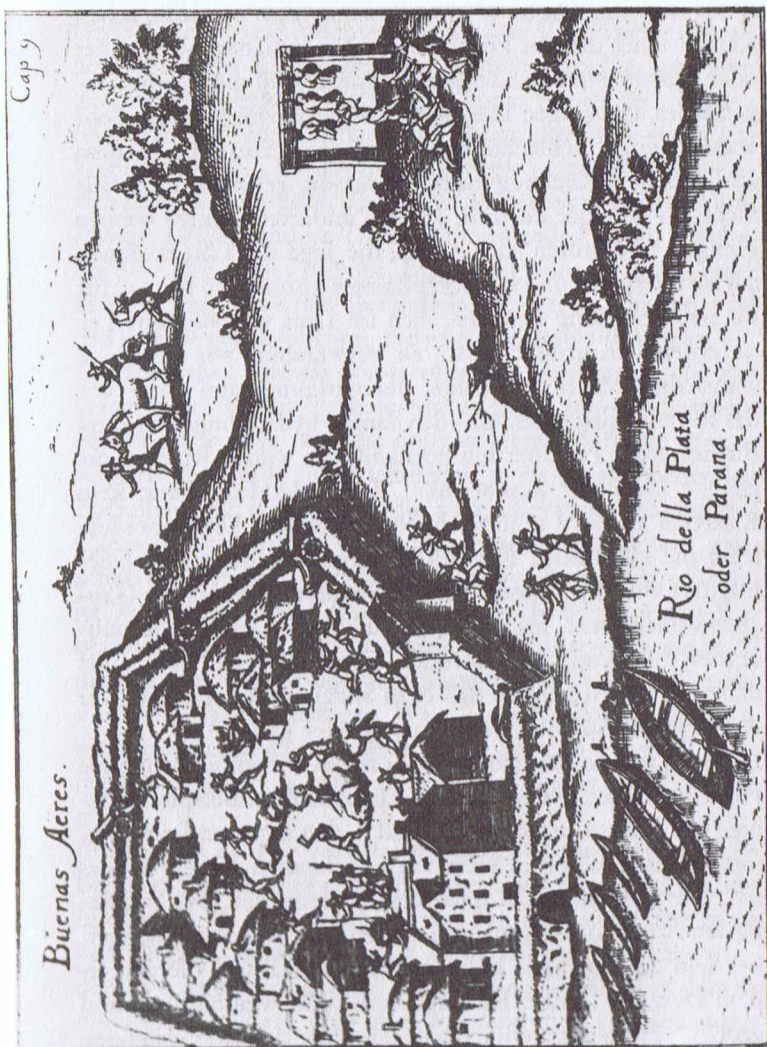


Abb. 63 Schlachten von Pferden und Menschenfresserei in Buenos Aires. Illustration des Schmidl-Berichtes, Ausgabe von 1602.

speist worden (Abb. 63), weil sie in den unaufhörlichen Kämpfen mit den das Fort belagernden Indianern verwundet oder getötet worden oder ganz einfach, weil die Versuchungen eines knusprigen Pferdebratens gar zu groß waren. Sehr wahrscheinlich schlachteten sie auch das letzte, denn bei dem schließlichen Rückzug nach Asunción gelangte jedenfalls nicht ein einziges dorthin. Hätten anderseits einige wenige Hengste und Stuten entwischen, die Jagd der Eingeborenen auf sie überleben und sich fortpflanzen können, so wäre es für sie sehr schwierig gewesen, sich im Lauf von 40 Jahren in „Herden von großer Zahl“ zu verwandeln, wie Garay sie wahrnahm. Mit noch weniger Berechtigung kann man – wie das so viele Historiker tun – den damals in der Umgebung von Buenos Aires im Überfluß vorhandenen wilden Rindern die gleiche Herkunft zuschreiben, denn Mendoza hatte kein Rindvieh an Bord seiner Schiffe genommen. Und trotzdem lebte die zukünftige Hauptstadt Argentiniens im 17. Jahrhundert von dem Export von Kuhhäuten, die sich die Gauchos verschafften, indem sie die zu Zehn- oder Hunderttausenden die Pampa bevölkernden Tiere einfingen. Alles führt daher zu der Annahme, daß es in Südamerika schon vor der Ankunft der Spanier Pferde und Rinder gab.

In bezug auf die Erstgenannten besitzen wir einige Zeugnisse von Chronisten der Konquista-Epoche. Zum Beispiel dasjenige des Paters Gaspar de Carbajal¹³, den wir in anderem Zusammenhang schon in einer vorhergehenden Arbeit³ zitierten. Der Expeditions-Kaplan des Orellana, der 1542 erstmalig den Amazonas-Strom befuhr, berichtet von einem Kampf, bei dem den Spaniern Indianer gegenübertraten, die von einem Dutzend „unbekleideter“ und „sehr weißhäutiger und großer“ Frauen angeführt wurden. Mit der langweilenden

Genauigkeit eines Gerichtsnotars gibt er die Vernehmung eines bei diesem Kampf gefangengenommenen Kaziken wieder, der Gelegenheit gehabt hatte, in das Gebiet der „Frauen ohne Männer“ einzudringen. Wir geben eine Stelle seiner Erklärung wieder: „Er [der Indianer] sagte weiter, daß es in diesem Land Kamele gäbe, die sie als Lasttiere verwendeten, und er sagt, es gäbe andere Tiere, wir verstanden nicht, welche, die die Größe eines Pferdes, Behaarung von der Länge einer Handspanne und einen zweigeteilten Ziegenbart hätten, und daß man sie gefesselt halte, und es gäbe davon nur wenige.“

Die fraglichen Kamele waren offensichtlich Lamas, die zur Gattung der Kamele gehören und in den Anden als Lasttiere verwendet werden. Was die anderen Tiere betrifft, so kann es sich nur um Pferde gehandelt haben, trotz der abweichenden Einzelheit der Behaarung, die möglicherweise auf die von Carbajal erwähnten Verständigungsschwierigkeiten zwischen den Spaniern und ihrem Gefangenen zurückzuführen ist. Kein anderes Tier Amerikas entspricht den von dem Kaplan angeführten Charakteristika. Daß dieser selbst nicht zu der gleichen Schlußfolgerung gelangte, macht seinen Bericht nur um so glaubwürdiger. Was dieser Kazike da aussagte, konnte einfach nicht stimmen. Denn Pferde – das weiß doch jeder Gebildete – gab es vor Kolumbus in Amerika nicht . . .

Ein anderes Zeugnis verschaffte uns der Chronist João Felipe Betendorf¹⁴ mit seinem Bericht über zwei Expeditionen, die in den Jahren 1676 und 1679 von San Luis de Marañón im heutigen brasilianischen Staat Piauí aus durchgeführt wurden, wo er selbst ansässig war. Dieses Gebiet war damals noch nicht erobert. Nur zwei *bandeirantes*, von denen der eine, Domingos Jorge Velho, aus Sao Paulo, der andere,

Domingos Afonso Sertão (bekannter unter seinem Beinamen Mafrense), aus Bahía kam, hatten hier kleine Landgüter in Besitz genommen. Trotzdem hörten die Forscher in beiden Fällen die Eingeborenen von weißen Männern berichten, die die von „schönen Wiesen“ bedeckten „immensen Ebenen“¹⁴ zu Pferd durchritten. Vielleicht waren das andere Portugiesen als die beiden *bandeirantes*, von denen die Geschichte – im Gegensatz zu diesen – nichts zu berichten weiß. Aber da wir wissen, daß es hier im 17. Jahrhundert eine bedeutende nicht indianische Bevölkerung gab³, die damals noch nicht so vermischt gewesen sein kann wie heute, und die auf jeden Fall mit dem blonden Haar, das sie noch immer kennzeichnet, von den Eingeborenen als weiß bezeichnet worden sein muß, haben wir ein Recht, uns zu fragen, ob es nicht diese war, von der gesprochen wurde.

In einem Fall werden die Amazonen erwähnt, von denen wir wissen³, daß sie die Nachkommen der Wikinger-Frauen waren, die dem Gemetzel auf der Sonnen-Insel entrannen. Es heißt weiter, sie hätten Tiere besessen, deren sämtliche Charakteristika (mit einer einzigen und dazu zweitrangigen Ausnahme) diejenigen von Pferden waren. In einem anderen Fall ist die Rede von weißen Reitern in einer Gegend, wo die Wikinger eine bedeutende Kultstätte hatten, geziert von Statuen, deren eine einen Mann zu Pferde darstellt³, und wo ihre Nachkommen noch heute leben. Dürfen wir uns also nicht die Frage stellen: Hatten die Wikinger Amerikas Pferde?

Beginnen wir mit einer Berichtigung. In einer vorhergehenden Arbeit² schrieben wir, daß die skandinavischen Schiffe, die im Jahr 967 Panuco im Golf von Mexiko erreichten, möglicherweise durch einen Sturm dorthin getrieben worden sei-

en. „Annahme eines *cul-terreux*“*, hatte ein befreundeter alter Seebär die Liebenswürdigkeit, uns zu schreiben. „Wenn sieben Schiffe, so schwer manövrierbar wie ein Drakkar, durch einen Sturm von ihrem Kurs abgebracht worden wären, hätten sie einander verloren ohne die geringste Hoffnung, sich jemals auf hoher See wiederzufinden. Andererseits wird niemand ein solches Abenteuer mit mehreren Schiffen unternehmen. Das hieße die Risiken unnötig vervielfachen. Also wußte Ullmans Flotte genauso gut, wohin sie fuhr, wie diejenige des Kolumbus.“ Das leuchtet uns heute alles ein. Die wahrscheinlichste Hypothese unter diesen Umständen ist, daß die fragliche Flotte dem Weg eines Drakkar folgte, der zuvor durch einen Sturm an die amerikanischen Küsten verschlagen worden war. So erreichte Leif Eiriksson Vinland, das einige Jahre zuvor Bjarni Herjulfsson zufällig gesichtet hatte. Es ist jedoch auch nicht ausgeschlossen, daß die Wikinger von der „Neuen Welt“ durch die Iren wußten, die schon im 10. Jahrhundert Niederlassungen in Amerika besaßen¹, oder sogar durch die Nachkommen der Skandinavier, die dort während der großen Wanderung im Jahr 1200 v. d. Ztwd. Zuflucht gesucht hatten.

Wenn es so gewesen ist – und die Überlegung scheint überzeugend – dann kann es sich nur um eine Expedition mit dem Ziel der Eroberung gehandelt haben. Es scheint tatsächlich, daß wir das unmittelbare Ziel der Besiedlung außer Betracht lassen müssen. Denn in diesem letzteren Fall hätten die Drakkare „Zuchtvieh“ nach Mexiko gebracht, wie das die

* französisch wörtlich „Erdarsch“, verächtliche Bezeichnung französischer Seeleute für Landbewohner, die von der Seefahrt keine Ahnung haben (unserem deutschen „Landratte“ vergleichbar).

Leute des Thorfinn Karlsefni taten, als sie sich in den ersten Jahren des 11. Jahrhunderts aufmachten, um sich in Vinland niederzulassen. Aber in Mittelamerika gibt es weder Spuren von Rindvieh aus jener Zeit noch Erinnerungen daran. Also war Ullman mit der Absicht in See gestochen, sich einer „Insel“ zu bemächtigen, von der er wußte, daß sie eine zahlreiche und kämpferische Bevölkerung hatte. Denn er nahm einige 700 Männer und Frauen mit, welch letztere, die nach altem Brauch die Krieger begleiteten, die Streitaxt und den Speer sehr wohl zu handhaben wußten. Unter diesen Umständen dürften gewiß Pferde an Bord genommen worden sein, wie das die Wikinger auf ihren Fahrten stets taten, wenn es sich nicht bloß um Fischzüge oder Handelsunternehmen handelte. Es waren Streitrösse, rassig und leicht wie das vom Cerro Guazú. Jetzt verstehen wir auch besser, daß die Männer von Tiahuanacu mit ihrem *Peaviru*, dem „weichen Weg“, den Altiplano von Peru über 3000 km hinweg mit dem Atlantik verbanden. Die Indianer gingen oder liefen, aber jedenfalls zu Fuß, die Weißen dagegen hatten Pferde. Haben wir nicht schon in Paraguay auf den am Cerro Moroti² ausgegrabenen Keramik-Scherben ein Zeichen gefunden, sehr ähnlich einem derjenigen auf den *rongo-rongo* der Osterinsel, das einen Mann zu Pferd darstellt?

Unsere Untersuchung wirft ein neues Licht auf die Höhlenzeichnungen von Eingeborenen in Peru (besonders in Kelkatani in der Nähe des Titicacasees) und Argentinien, auf denen Reiter dargestellt sind. Eine solche aus Zapagua in der argentinischen Provinz Jujuy beispielsweise wird in einem Prospekt des Staatssekretariates für Fremdenverkehr dieses Landes als „Kampf zwischen Eingeborenem und Konquistador“¹⁶ vorgestellt. Dabei schwingt der Reiter einen Speer,

den die Spanier in jener Zeit nicht gebrauchten. Aber Pferde – das weiß man ja – gab es in Amerika erst nach Kolumbus. Nun, Jujuy gehörte zum Imperium von Tiahuanacu, und einer der königlichen Wege der Inkas führte durch ein Gebiet, in dem die Anwesenheit von Reitern in der Zeit vor der Konquista für uns nichts Überraschendes hat. Einige Ethnologen und Archäologen haben übrigens, selbst ohne über die Unterlagen zu verfügen, die unsere Forschungen uns verschafften, den Mut besessen, mit den Tabus der konformistischen Wissenschaft zu brechen. So hat Dick Edgar Ibarra Grasso¹⁷ nicht gezauert, über die von Pedersen in der patagonischen Provinz Neuquén (Argentinien) entdeckten Steinzeichnungen mit Reitern zu schreiben, „sie scheinen unbestreitbar vorkolumbianisch“. Er war für diese Erkenntnis dadurch vorbereitet, daß er eine mexikanische Keramik von ganz fraglos vorspanischer Herkunft, die auch einen Reiter darstellt, identifiziert und reproduziert¹⁷ hatte. Die Bruchstelle schneidet den Körper des Mannes in halber Höhe ab, aber das Tier ist trotz seiner zu kurzen (ursprünglich auf Räder montierten) Beine leicht zu erkennen, und der Sattel, den es trägt, läßt keinen Zweifel über seine Gattung aufkommen.

Was Mexiko betrifft, hat der französische Historiker Eugène Beauvois 1896 die von Chronisten der Konquista-Zeit berichteten Tatsachen und Überlieferungen zusammengestellt¹⁸. Sein Essay, auf das wir uns hier stützen, läßt über die Erinnerung nicht viel Zweifel bestehen, die sich Azteken und Maya an das ihnen früher bekannte Pferd bewahrt hatten. So erinnert er daran, daß der Indianer Tezomozoc¹⁹ und der Pater Diego Durán²⁰ fast mit den gleichen Ausdrücken erzählen, daß Montezuma, als er von der Landung des Juan de Grijalva erfuhr, „die Spanier, ihre Schiffe, ihre Waffen und ihre

Pferde malen ließ; nun wohl, als er die Darstellungen dieser letzteren untersuchte, stellte er ihre Ähnlichkeit mit Tieren fest, die auf alten Malereien abgebildet waren und von den Mexikanern *mamaza* genannt wurden“. Dieses Wort ist der Plural von *mazatl*, womit die Náhuatl-Sprache den Hirsch bezeichnet. Von diesem rührt die Bezeichnung *castilan mazatl* = kastilischer Hirsch her, wie die Indianer nach der Konquista das Pferd nannten. Der Kaiser habe sich – nach Tezomozoc¹⁹ – besonders auf ein in Xochimilco aufbewahrtes altes Bild bezogen, auf dem „Ritter auf *tonacamazatl*, das sind ihre Reittiere wie sehr große Hirsche und mächtige Rehe“ zu sehen sind. Der Pater Durán fügt hinzu, daß Montezuma „erschreckt war . . . weiße Menschen auf Pferden wie sehr große gezähmte Hirsche zu sehen, die *tonacamazatl* genannt werden“²⁰. Die Feststellung der Ähnlichkeit zwischen den Spaniern und den Reitern von einst bestürzte ihn. Andererseits berichtet der Chronist Dávila Padilla²¹, daß 17 Jahre vor der Ankunft der Spanier, d. h. also im Jahr 1502, an die Wand eines steilen Felsens in Tanazulapa, dem heutigen Staat Oaxaca, mit Kreide Weiße zu Pferd in alter Tracht und mit Mützen sowie Hühner gemalt wurden. Die Tracht sei von indianischer Art gewesen, wie auch Beauvois sehr gut bemerkt, daß der Zeichner sich nicht die Leute des Kolumbus als Modell genommen habe, der 1502 einige Abstecher zu den Küsten von Honduras und Panama machte, der aber keine Pferde an Bord hatte, wie Las Casas²² ausdrücklich schreibt.

In Yucatan wurde das Pferd *tzimin* genannt. Beauvois übersetzt das Wort mit „Tapir“, ein Irrtum, der sich durch die eigenartige Zweideutigkeit des spanischen Wortes *danta* (oder *anta*) entschuldigt, mit welchem in dieser Sprache sowohl der

Tapir als auch der Elch bezeichnet wird. Tatsächlich zitiert er in einer Fußnote den Pater Alonso Ponce²³ wie folgt: „Es finden sich am Lagartos-Fluß einige *dantas*, die sie (die Mayas) *tzimines* nennen, und mit dem gleichen Wort bezeichnen sie auch die Pferde, von denen sie sagen, daß sie diesen sehr ähnlich sehen.“ Nichts ähnelt sich weniger als das Pferd dem Tapir. Dagegen ist der Elch ein großer Hirsch wie der *tonacamazatl* der Nahua. Um ihn handelt es sich. Der Pater Ponce, der Mexiko von 1584 bis 1589 besuchte, schreibt anderseits: „Man vermutet, daß die Eingeborenen Yucatans Kenntnis vom Pferd besaßen; tatsächlich wurde im Garten des Klosters von Mérida ein Stein ausgegraben, in den das Bein eines Pferdes eingemeißelt und sozusagen eingedrückt war, zu dessen Erinnerung die Brüder den Stein in eine Mauer dieses Gartens einmauern ließen“. * Andere Zeugnisse bestätigen diese Vermutung. 1861 sah der nordamerikanische Reisende Stephens Salisbury²⁴ in Xuyum bei Mérida zwei Skulpturen von Pferdeschädeln in natürlicher Größe, die in der Nähe eines zerfallenen Gebäudes auf der Erde lagen. Und Las Casas berichtet in einer nicht näher beschriebenen Region Guatemalas von „einem Götzenbild in Form eines Pferdeschädels, aus dessen leeren Augenhöhlen stets Blut zu fließen schien, was, wie man sagt, bewundernswert anzusehen ist“.

3. *Der Hund der Inkas*

Für die Existenz von Hunden kürzlichen europäischen Ursprungs im vorkolumbianischen Südamerika besitzen wir

* Aus dem Französischen rückübersetzt.

Beweise, die noch überzeugender sind als der Terrier vom Cerro Guazú. Seine Rasse hat sich nämlich bis in unsere Tage erhalten, und die Inka-Gräber, besonders in Ancón an der peruanischen Küste, in der derzeitig chilenischen Provinz Atacama und im Nordwesten Argentinien, haben uns zahlreiche gut konservierte Mumien von Hunden dieser Rasse erhalten.

Tschudi²⁵ verdanken wir die erste Beschreibung des von ihm mit dem Namen *Canis (canis) familiaris* L. *Ingae* im Jahr 1844 klassifizierten Inka-Hundes: kleiner Kopf, sehr spitze Schnauze, kleine, aufgerichtete, dreieckige Ohren, gedrungener Körper, kurze Glieder, sehr langer Schwanz, mit dem er die eigene Schnauze erreichen kann, und hartes, dichtes Haar von dunkelroter Farbe mit schwarz schimmernden Locken, angriffsfreudig, selbst stärkeren Tieren gegenüber, aber von unvorhersehbaren Reaktionen. Es handelte sich bei diesem Hund jedoch um einen bereits mit von Spaniern eingeführten europäischen Rassen gekreuzten. Dagegen lassen uns die Hunde-Mumien aus der Inka-Zeit die Charakteristika des ursprünglichen Tieres genau erkennen, das sich vom derzeitigen durch größere Höhe, einen kürzeren Schwanz und eine ziemlich einförmige Behaarung in der Farbe von Wildleder unterscheidet.

Die Untersuchung der Mumien von Ancón wurde 1885 von A. Nehring²⁶ durchgeführt, der drei Arten des *Canis Ingae* unterschied: *pecuarius* (Schäferhund), *vertagus* (Stöberhund) und *molossoide* (Bulldogge). Zur gleichen Zeit veröffentlichten W. Reiss und A. Stübel²⁷ eine farbige Zeichnung des *pecuarius*, die wir hier (Foto 25) in Schwarz-Weiß wiedergeben. Jedoch mußten wir bis 1942 warten, daß uns eine naturwissenschaftliche Gattungseinschätzung, die wir Madeleine

Friant und H. Reichlen²⁸ verdanken, das Problem der Herkunft des *Canis Ingae* löste.

Diese Untersuchung erfaßte nicht nur die äußere Erscheinung des Tieres, sondern auch seine anatomischen Eigenschaften aufgrund von zwei Mumien (von denen eine vollständig erhalten war), die die Expedition Créqui-Montfort und Sénéchal de la Grange 1905 aus der Atacama-Wüste mitgebracht hatte. Nachdem die ausführenden Wissenschaftler festgestellt hatten, daß das fragliche Tier (vom Typ *pecuarius*) auf keinen Fall von den Wildhunden Südamerikas abstammen konnte, widmeten sie sich seiner Klassifizierung. Seine anatomische Ähnlichkeit mit den kleinen Schäferhunden der europäischen Jungsteinzeit erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie ließen den *Canis Gilardoti* Hue vom Murten-See in der Schweiz, der einige zu verschiedene Kennzeichen aufweist, unberücksichtigt und beschäftigten sich eingehend mit dem *Canis (canis) familiaris L. palustris* Rüt., der aus dem Ende der Jungsteinzeit (2000 v. d. Ztwd.) stammt und von dem zahlreiche Skelette in Bundsö auf der dänischen Insel Alsen im Kleinen Belt gefunden wurden. Die anatomische Übereinstimmung war vollkommen: allgemeine Ausmaße, schmale Stirn, hohe Schädelhöhle, bemerkenswert breit gewölbte Halskrause und kurzer Kiefer, dessen Innenseite ausgesprochen konvex gewölbt ist. Für eine Spezialistin wie Madeleine Friant, Angehörige des Laboratoriums für Vergleichende Anatomie des Muséum d'Histoire Naturelle in Paris, gab es keinen Zweifel: der Hund der Inkas mußte von einem skandinavischen Schäferhund wie dem von Bundsö abstammen¹¹. Eine so solide begründete Ansicht ist wohl noch nie von jemand in Frage gestellt worden.

Bleibt zu erklären, wie der *Canis palustris* von Dänemark

nach Südamerika kam. Zur Zeit der Veröffentlichungen von M. Friant und H. Reichlen²⁸ (1950) und von M. Friant^{11,29} (1955–1965), d. h. also zwischen 1950 und 1965, verfügte man noch nicht über die für eine solche Erklärung unerläßlichen Unterlagen. Nichtsdestoweniger stellte die letztgenannte Autorin eine Hypothese auf, die der Wahrheit so nah wie möglich kam: „Alles gestattet anzunehmen, daß die Hunde der Wikinger, über die keinerlei Einzelheiten bekannt sind, die Nachkommen der jungsteinzeitlichen Hunde Skandinaviens, besonders derjenigen von Bundsö, waren. Als die siegreichen Indianer zu Beginn des 11. Jahrhunderts den Wikingern eine beträchtliche Beute abnahmen, gelangten sie sicher in den Besitz von Hunden, die sie in ihrem Nomadendasein bis nach Südamerika brachten. Und es sind die Hunde der Wikinger, die wir unter dem Namen ‚Hunde der Inkas‘ gegen Ende des 15. Jahrhunderts, vor dem Eintreffen der Spanier wiederfinden.“

So ausgedrückt ist diese Hypothese auf der Grundlage dessen, was man in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts über die Kolonisierung Amerikas durch die Wikinger wußte, recht wenig wahrscheinlich. Zunächst gibt es keinen Beweis dafür, daß die norwegischen Wikinger, die die Niederlassungen in Vinland gründeten, Tiere besaßen, die dem „Moor-Hund“ von Bundsö ähnelten. Sodann ist es ausgeschlossen, daß die Algonkin des heutigen Neu-England, mit denen Leif Eirikson und seine Brüder zu Anfang des 11. Jahrhunderts und die Nachkommen der ersten Kolonisten danach durch verschiedene Jahrhunderte teils freundschaftliche teils feindliche Beziehungen unterhielten, jemals auch nur den geringsten Kontakt mit Südamerika hatten. Und es ist reichlich gewagt, anzunehmen, ohne dafür auch nur die Andeutung eines Bewei-

ses zu haben, daß der Hund der Wikinger von Stamm zu Stamm bis Mexiko und dann nach Panama gelangt sei, von wo ihn die Flöße der inkaischen Handelsflotte schließlich nach Peru gebracht haben könnten.

Für uns, die wir wissen, daß die dänischen Wikinger sich in Tiahuanacu niedergelassen hatten, ist die Erklärung des Vorhandenseins eines Nachkommen des Hundes von Bundsö in Südamerika offensichtlich. Es wäre überraschend gewesen, wenn Ullman keine Hunde auf seine Expedition mitgenommen hätte oder wenn sein Nachfolger Heimlap sie im Stich gelassen hätte, als er sogar Pferde auf seine Schiffe verlud, um von neuem (diesmal im Pazifik) in See zu stechen. Der Hund der Inkas stammt tatsächlich vom dänischen *canis palustris* ab, wie das Madeleine Friant schlüssig nachgewiesen hat, aber natürlich kam er mit den Wikingern aus Schleswig nach Peru wie auch der Terrier vom Amambay.

4. Das Pferd und der Stier von Tiahuanacu

Auf dem Altiplano trafen die Spanier weder Rinder noch Pferde an, und die Eingeborenen hatten, nach den Chroniken jener Zeit zu urteilen, nicht die geringste Erinnerung an solche Tiere. Ja, wir glauben sogar zu wissen (obwohl eine solche Auslegung nur mit Vorsicht angestellt werden sollte), daß die Krieger Atahualpas durch die Reiter, die sie für Wesen unbekannter Art, halb Mensch, halb Tier, hielten, erschreckt wurden. Daraus müssen wir schließen, daß die von den Wikingern mitgebrachten Pferde aus dem Tiahuanacu-Reich verschwunden waren. Möglicherweise sind diese Tiere nor-

discher Herkunft auf dem Altiplano degeneriert. Zur Zeit der endgültigen Niederlage auf der Sonneninsel¹ im Jahr 1290 müssen nur noch sehr wenige von ihnen übriggeblieben sein. Man kann annehmen, daß einige von ihnen von den Angreifern getötet wurden und daß die anderen von den Überlebenden für die Flucht benutzt wurden, einschließlich der Frauen, die sich im Lauf der Zeit in die sagenhaften Amazonen³ verwandeln sollten. Deren Nachkommen scheinen zu Beginn des 16. Jahrhunderts noch einige Pferde gehabt zu haben. Wir müßten unsere Untersuchung an dieser Stelle abbrechen, wären nicht zu Ende des vorigen und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts in inkaischen und präinkaischen Gräbern auf der Sonnen- und der Mondinsel (Koati) im Titicacasee einige Webstücke ganz besonderer Art entdeckt worden, deren größter Teil sich, von dem nordamerikanischen Archäologen Adolph Bandelier gefunden, in den Sammlungen verschiedener Museen der Vereinigten Staaten befindet. Die sehr feinen Wollfäden, die beim Webvorgang als Schuß verwendet wurden, schlingen sich ein ganzes Mal um die Kettfäden aus Baumwolle. Dadurch wird der Effekt erreicht, daß die dargestellten Motive – Blumen, Tiere, Personen, Zeichen und Symbole aus Tiahuanacu – nicht nur auf der Vorderseite des Gewebes, sondern genauso (aber natürlich seitenverkehrt) auch auf der Rückseite erscheinen. Es ist dies eine Technik von hohem Niveau, die weitgehend verloren gegangen ist. Eines dieser Webstücke hat für uns eine ganz besondere Bedeutung. Es wurde 1904 (wir wissen leider nicht, durch wen) in einem Grab der Mondinsel, „unbeschädigt und unzweifelhaft präkolonial“, entdeckt, wie Arthur Posnansky schreibt, dem wir die großartige Reproduktion in Farben verdanken, die außerhalb des Textes eine unauffindbare

Quart-Broschüre³⁰ illustriert. Der Verfasser ist nicht immer zuverlässig. Aber die Authentizität dessen, was ein Stück *unku* (ärmelloses Hemd, wie es vor der Konquista getragen wurde) zu sein scheint, dürfte unbestreitbar sein und wird auch nur aufgrund apriorischer Argumente diskutiert. Sein Aussehen genügt weitgehend, um die Zeit seiner Entstehung zu bestimmen.

Der *unku* von Koati – nennen wir das fragliche Webstück der Einfachheit halber so – mißt in der Länge 55 cm, in der Höhe 47 cm. Er setzt sich aus neun Streifen verschiedener Breite zusammen. Von oben nach unten: ein schmaler Streifen, auf dessen mit *cantuta*-Blüten (eine kleine, mit der europäischen verwandte Nelke) übersätem gelbem Grund zwischen Fruchtkörben Hühner und anderes Federvieh zu sehen sind; ein breiterer Streifen, der auf braunem Grund drei Zeilen mit Zeichen und Symbolen aus Tiahuanacu trägt; ein großer Streifen mit rotem Grund, dessen Motive wir später beschreiben werden; wiederum ein brauner Streifen mit drei Zeilen Tiahuanacu-Motiven; ein schmaler blauer Streifen mit Vögeln, Affen und Blumenkörben oder -vasen. Weiter nach unten wiederholen sich die Streifen in umgekehrter Reihenfolge und gleicher Ausführung, nur daß der gelbe Streifen am Ende außer den Motiven des ersten auch noch Blumenkörbe mit *cantuta* zeigt. Die beiden Hauptstreifen sind gleichartig, aber ihre Motive zeigen einige Unterschiede. So blickt beispielsweise ein Tier auf dem einen Streifen nach rechts, auf dem anderen nach links. Diese Wiederholung der Darstellung erlaubt es uns, alle Figuren zu untersuchen, auch wenn einige von ihnen auf diesem oder jenem Streifen beschädigt sind. Das Zentralthema des *unku* ist eine Parodie auf den Sündenfall im Paradies. Den unbekleideten Gestalten Adams und

Evas wird am Fuß eines Baumes eine Frucht angeboten . . . von einem Affen. Auch die biblische Schlange ist anwesend. Sie windet sich um den Stamm eines anderen Baumes und wird von zwei Männern, einem Indianer und einem Europäer, angegriffen, von jenem mit dem Bogen, von diesem mit dem Schwert. Eine gekrönte Sirene mit Fischschwanz, wie sich das gehört, schlägt dazu die Gitarre. Eine kniende Indianerin bringt vor einer Art Quelle ein Trankopfer dar, während aus dieser ein Vogel mit zwei Köpfen emporsteigt, aus dessen Schnabel ein Blitz zuckt. Auf dem unteren Streifen erscheint unter diesem Motiv die aufrechte Gestalt eines Indianers im Profil, der einen schwarzen Hund mit einer kleinen gelben Decke an einer Leine zu halten scheint. Auf beiden Streifen wiederholen sich die verschiedenen Motive, auch die zweitrangigen, die wir nicht (oder noch nicht) erwähnt haben, von der Mitte ausgehend nach rechts und nach links mit einigen Abwandlungen und Weglassungen.

Unter den Hauptmotiven sieht man sehr gut und manchmal nicht ohne Humor dargestellt (die Affen zeigen gelegentlich Menschengesichter) die verschiedensten Tiere: Vögel aller Art, Affen, Füchse, Hirsche, Damhirsche, Kaninchen und Katzen. Neben der Quelle in der Mitte erscheinen zwei Vierbeiner: der eine auf der linken Seite ähnelt ein wenig einem Schaf, aber mit weißem Kopf und ebensolchen Beinen, während der sonstige Körper grau ist; der andere auf der rechten Seite erinnert undeutlich an ein asiatisches Kamel, obwohl der zweite Höcker dem Tier auf der Kruppe sitzt. Schließlich erscheinen auf jedem Streifen noch (je zweimal) ein weißes Pferd und ein ebensolches Rind.

Es erübrigt sich festzustellen, daß kein Christenmensch jemals auf die Idee gekommen wäre, geschweige denn die

Kühnheit gehabt hätte, die Schlange als Personifizierung des Teufels durch einen Affen zu ersetzen, und daß ein Heide, hätte er sich das nach der Konquista erlaubt (was allein schon die Webtechnik unwahrscheinlich macht), in allerlei Schwierigkeiten mit der Heiligen Inquisition geraten wäre. Daraus folgt, daß der Verfasser der Darstellung ein vorkolumbianischer Heide gewesen sein muß, der Erzählungen vom Mythos des Paradieses auf Erden hörte und sie auf seine Weise illustrierte, wahrscheinlich weil er es für höchst unwahrscheinlich hielt, daß eine Schlange – allein schon physisch – irgendjemand irgendeine Frucht angeboten haben könnte. Das Reptil fehlt trotzdem nicht, aber ein Europäer und ein Indianer halten es in Schach, das Bündnis der Rassen gegen das Böse versinnbildlichend. Dieser wenig orthodoxen Auffassung der Versuchung fügte der Künstler in Übereinstimmung mit seinem eigenen Glauben zwei weitere Figuren hinzu: die Sirene (*lauraku* in Aymará, der Sprache der Indianer vom Titicacasee), Gemahlin des Gottes Ekabo, die wahrscheinlich den Sieg des Guten über das Böse besingt, und die Indianerin, die dem zweiköpfigen Vogel (*tarapaka* der Eingeborenen) ein Trankopfer darbringt, wahrscheinlich als Danksagung für irgendetwas. Vermerken wir, daß die Sirene europäischen Ursprungs ist und trotzdem der Mythologie von Tiahuanacu zugehört. Was die Gitarre betrifft, die sie auf unserem *unku* schlägt, so war sie den Wikingern bekannt, da diese in eifrigem Handelsverkehr mit den Arabern standen, die sie im 8. Jahrhundert nach Spanien brachten, und da sie anderseits den Kaisern von Byzanz für ihre ständigen Kriege mit den Muselmanen Söldner stellten.

Bleiben die Tiere. Die amerikanischen Gattungen sind hier vertreten und werfen also keinerlei Problem auf. Das Schaf

und das Kamel (falls es sich wirklich um diese beiden handeln sollte) sind kaum zu erkennen. Der Künstler kann sie so nur aufgrund einer mündlichen Beschreibung oder bestenfalls einer flüchtigen Skizze dargestellt haben. Nach der Konquista hätte er Schafe vor Augen gehabt, und die Spanier hätten ihm das Dromedar und nicht das asiatische Kamel mit seinen beiden Höckern beschrieben, das die Wikinger dagegen sehr gut kannten, da einer der Züge der Schweden durch Rußland die Wolga entlang bis zum Kaspischen Meer hinunter führte. Vielleicht ist auch das „Kamel“ auf unserem *unku* nichts anderes als ein Vikunja mit zu kurzen Beinen, das heißt eines der kamelartigen Tiere des Altiplano.

In bezug auf das einwandfrei gezeichnete Pferd (Foto 26) besteht dagegen keinerlei Zweifel, um so weniger als es eine Satteldecke trägt. Es ist ein kraftvolles Tier, so wie sie im Mittelalter nicht nur als Arbeits- und Zugtiere gebraucht wurden, sondern auch als Schlachtrösser, die einzigen, die das Gewicht des Ritters samt Rüstung tragen konnten. Seinen Typ finden wir noch heute im Percheron der Normandie wieder, zum Beispiel dem *boulonnais* und dem norwegischen *fjording*. Ist es ein Zufall, daß dieses letztere ein weißes Fell hat wie das Pferd auf dem *unku*?

Das Rind, das auf dem gleichen Webstück (Foto 27) erscheint, läßt gleichfalls nicht die geringste Ungewißheit zu. Sein allgemeiner Körperbau, die scharf hervortretenden Beckenknochen, der lange Schwanz mit Wedel, die Hörner – alles stimmt mit dem herkömmlichen Bild eines Rindes überein. Die beiden Darstellungen auf dem *unku* weichen ein wenig voneinander ab. Auf dem oberen Streifen hält das von der Seite gesehene Tier den Kopf gesenkt und – mit bösem Gesicht – auf den Betrachter gerichtet. Auf dem unteren Streifen

dagegen hält es den Kopf hoch und erscheint gutmütig. Die verhältnismäßige Schlankheit des Körpers, das Fehlen eines Euters und das angriffslustige Aussehen, mit dem es in der oberen Hälfte dargestellt ist, lassen in ihm zweifelsohne einen Stier und keine Kuh erkennen, was im übrigen für das aufgeworfene Problem ohne Bedeutung ist.

Was uns nämlich interessiert, ist die Herkunft des Tieres. Nach seinen Umrissen und nach seiner Farbe hat es nichts mit dem Bison gemein, der zudem nur in Nordamerika vorkommt. Wird es möglich sein, mit unserer Untersuchung weiterzukommen? Ja, dank einem Detail von höchster Bedeutung: der kurze und flache Kopf unseres Stiers. Es ist dies ein ausschließliches Kennzeichen des Rindes germanischer Rasse, über das ein Spezialist³¹ schreibt: „Der germanische Typ weicht von dem der Niederlande in der Bildung des Kopfes ab: der Kopf des germanischen Typs ist kurz statt lang. Die Wölbungen über den Nasenlöchern sind abgeflacht, das Profil ist leicht einspringend, das Maul breit. Unter dem Auge stellt man eine ziemlich tiefe Höhlung fest, die besonders sichtbar wird, wenn man den Kopf halb von vorn betrachtet. Bei diesen Rassen erweist sich die Tendenz, gelegentlich Exemplare mit ‚Bulldoggen-Kopf‘ hervorzubringen.“ Der Stier auf dem *unku* entspricht ganz genau dieser Beschreibung, ja man stellt an ihm sogar die zuletzt erwähnte gelegentliche Besonderheit fest. Nur in zwei Punkten unterscheidet er sich von der normannischen Rasse: seine geraden und nicht horizontal gekrümmten und nach vorn gerichteten Hörner und sein weißes Fell im Gegensatz zu dem gelblich, schwach rötlich und weiß gescheckten. Aber diese heutigen Besonderheiten können Variationen sein, die die Züchter im Lauf der letzten Jahrhunderte erreichten. Ja, wir erhalten die

Gewißheit, daß es so ist, wenn wir bedenken, daß einerseits die autochthon norwegische Rasse *Telemarken*, die es heute noch gibt, einen weißen Rücken und Bauch und gerade Hörner hat, und daß anderseits die Kuh vom Teppich von Bayeux (Foto 24) genau die gleichen halbmondförmig gebogenen Hörner wie unser Stier hat.

Die Bezugnahme auf die Rasse *Telemarken* ist nicht willkürlich. Wir lesen nämlich in dem erwähnten Werk über den germanischen Rinder-Typ: „Sanson hat den Ursprung dieser Rasse in die germanischen Siedlungsräume der Ostsee verlegt, und von diesem Punkt aus wurde sie durch die Invasionen der Normannen in die Gebiete Mitteleuropas eingeführt. Heute befinden sich diese Rinder reinrassig nur noch in der Normandie. Trotzdem wird in Deutschland die rotbunte Rasse Holsteins dem germanischen Typ zugerechnet, obwohl sie dem Einfluß des Typs der Niederlande ausgesetzt war, was man vor allem an der Form des Kopfes feststellen kann . . . M. Mallèvre ist der Ansicht, daß man heute nur noch die normannischen Rinder als reinrassigen Typ bezeichnen kann.“ Das bestätigt, was wir schon über die Gewohnheit der Wikinger wissen, Vieh an Bord ihrer Schiffe mitzuführen, wenn sie daran gingen, sich irgendwo im Ausland niederzulassen. Das machten sie zwischen Europa und Amerika genauso wie zwischen Skandinavien und der Normandie. Es ist also logisch, daß der Stier des *unku* und die Kuh vom Cerro Guazú zu der Rasse gehörten, die sie züchteten. Umgekehrt beweist die Tatsache, daß es sich in diesen letzterwähnten Fällen um Rinder vom germanischen Typ handelt, eindeutig, daß ihr Vorhandensein den Wikingern von Tiahuanacu zu verdanken ist, ob diese sie nun selbst herüber gebracht oder die Normannen damit beauftragt hatten,

nachdem der Kontakt mit diesen im Jahr 1250 wiederhergestellt worden war.

5. Normannen in Tiahuanacu

Betrachten wir jetzt die menschlichen Figuren unter den Darstellungen des *unku* von Koatí. Die beiden unbekleideten Gestalten eines Mannes und einer Frau haben uns nichts zu sagen. Die Indianerin ist so gekleidet wie es die Eingeborenen-Frauen des Altiplano noch heute sind. Die beiden Indianer tragen den *unku*, das übliche ärmellose Hemd, der Bogenschütze ein sehr kurzes, was logisch ist. Ein *borla* genanntes Band umschlingt seine Stirn und hält sein Haar zusammen. Der andere Indianer trägt einen runden Hut. Der sehr schlecht gezeichnete Bogen, den der Erstgenannte benutzt, ist von kleinem Format: ein doppelt geschwungener normannischer Bogen¹, den die zivilisierten Völker Mexikos und Perus im Gegensatz zu den primitiven Eingeborenen verwendeten, die sich des großen (2 m langen), einfach geschwungenen und amazonisch genannten Bogens bedienten und noch heute bedienen. Der Europäer (Foto 28) trägt gelbliche Kniehosen und über einem schwarzen Hemd ein Wams ohne Ärmel und mit abstehenden Schößen, zu dem ein bis an das Kinn reichender weißer Halskragen gehört. Auf zwei Darstellungen erscheint er ohne Kopfbedeckung, auf den beiden anderen mit einem runden Hut, wie ihn auch der Indianer mit dem Hund trägt.

Ein Gewand aus der gleichen Epoche, wenn auch von diesem ziemlich verschieden, erscheint auf einem *keru*, der auf der Halbinsel Copacabana am Titicacasee gegenüber der Sonnen-

und Mondinsel gefunden wurde. Die *keru* sind Trinkgefäße in der Form eines Würfelbechers, deren oberer Teil ein wenig ausgeweitet ist. Diejenigen, die uns interessieren (man kennt einige 300 von ihnen) sind aus Holz und mit vielfarbigen Zeichnungen verziert, deren Ausführungstechnik eine ganz besondere ist. Der Künstler schnitt seine Motive tief in das Holz ein und füllte die Vertiefungen vor allem mit Harz und mit anderen farbigen Substanzen aus. Es entstand so eine Art Fachwerkschnitzerei *sui generis*. In der Zeit der Konquista war dies Verfahren noch nicht ganz vergessen, wenn auch bereits in voller Dekadenz, so daß es nicht lange dauerte, bis es ganz verschwand. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß einige der erhaltenen *keru* erst nach dem Eintreffen der Spanier entstanden.

Das ist bei demjenigen bestimmt nicht der Fall, dessen Motive wir wiedergeben (Abb. 64). Auf ihm sieht man nämlich einen

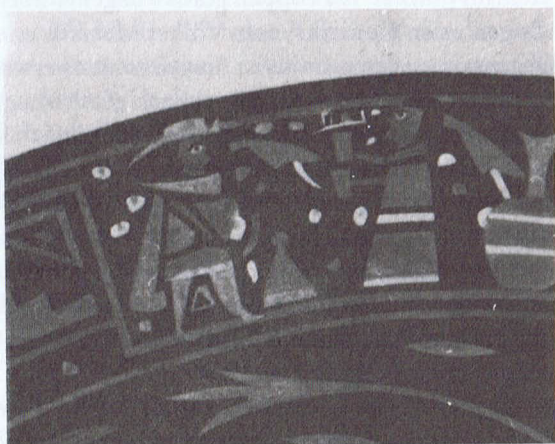


Abb. 64: Europäer auf einem *keru* von Copacabana am Titicacasee.

Europäer, den eine Indianerin mit zwei *keru* in den Händen zum Trinken aufzufordern scheint. Der Mann trägt ein rotes Wams mit abfallenden Schößen und einen gelben Umhang. Ein Halskragen ähnlich wie der des Europäers auf dem *unku* verdeckt seine Kehle. Der vorne aufgeklappte Rand seines Hutes geht hinten sehr tief herunter. Dies ist eine Tracht, die von der im 16. Jahrhundert oder später getragenen völlig verschieden ist.

Posnansky³⁰ weist mit Recht darauf hin, daß wir über die Kleidermode der Bürger des Mittelalters sehr schlecht unterrichtet sind. Die Maler, Graphiker, Miniaturisten und Bildhauer jener Zeit zeigen uns nämlich nur hochgestellte Persönlichkeiten und gelegentlich Bauern. Außerdem war die Mode nur in den Schlössern von Generation zu Generation spürbarem Wandel unterzogen. In den Städten trugen die Kaufleute und Handwerker eine Art „Kittel mit Ärmeln“ und „Hosen, die über dem Knie zugebunden waren“³². Manchmal wurde dies Gewand durch einen Umhang ergänzt. Einige wenige Illustrationen, von denen das soeben zitierte Werk verschiedene wiedergibt, zeigen, daß der Kittel unter den begüterten Bürgern das Aussehen eines Rockes mit Schößen, manchmal ohne Ärmel, annahm. Es ist daher ein wenig kühn, zu schreiben (wie das Posnansky tut), daß der Europäer auf dem *unku* wie ein Venezianer des 14. Jahrhunderts und die Figur auf dem *keru* wie ein italienischer, spanischer oder portugiesischer Händler des 12. oder 13. Jahrhunderts gekleidet wäre. Sagen wir es einfacher, daß die Hosen, das Wams und der Umhang Kleidungsstücke waren, die der Bürger des Mittelalters gewöhnlich zu tragen pflegte.

Eine Einzelheit gestattet uns außerdem, die südliche Herkunft der fraglichen Trachten außer Betracht zu lassen. Was



Abb. 65: Hakenkreuze auf einem *keru* von Copacabana am Titicacasee.

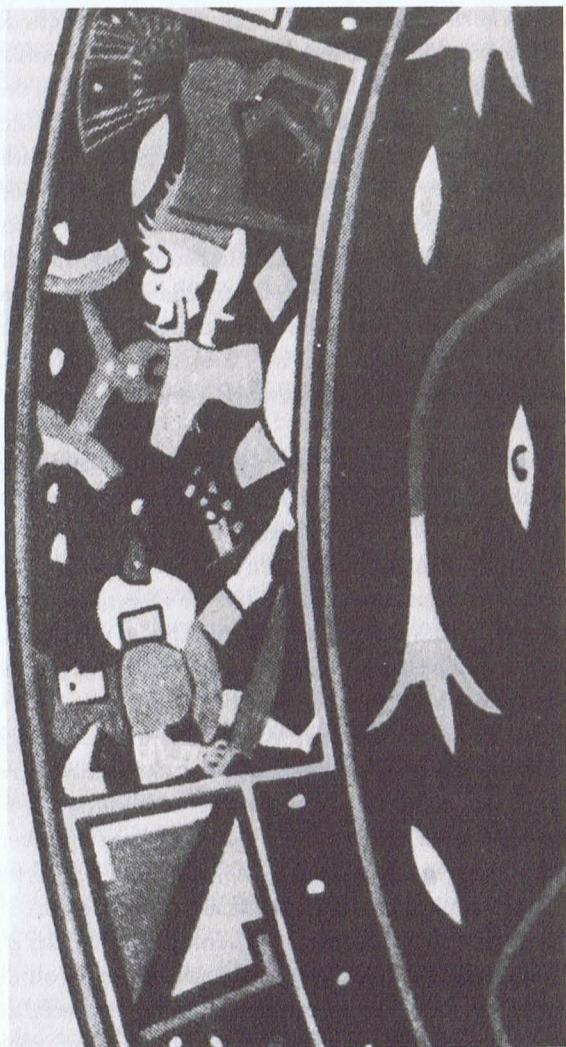


Abb. 66: Ritter und Wolf auf einem *kern* von Copacabana am Titicacasee.

die Gestalt des *keru* auf dem Kopf trägt, ist nämlich nicht der runde Indianerhut, wie ihn der Europäer des *unku* aufhat, sondern ein Südwester, ein wasserdichter Seemannshut, dessen Rand vorne hochgeschlagen ist, so daß der Wind ihm nichts anhaben kann, und hinten tief heruntergezogen, damit Regen und Wellenspritzer nicht in den Kragen laufen können. Die Fischer an der Atlantikküste von Norwegen bis zur Bretagne benutzen ihn noch heute. Sie haben ihn wahrscheinlich von den Wikingern: eine mittelalterliche Illustration der Prosa-Edda zeigt uns Gott Thor mit einem Seemannshut (Foto 29), der (obwohl hinten kürzer) sowohl dem Südwester des *keru* als auch seiner zeitgenössischen Version sehr ähnlich sieht.

Alles läßt also annehmen, daß die von Künstlern der inkaischen Epoche auf ihren Webereien und Trinkgefäßen dargestellten Europäer Normannen waren. Handelte es sich um Seefahrer, die um das Jahr 1250 den Pater Gnupa begleitet hatten², oder um Kaufleute, die später die atlantischen Küsten Südamerikas aufsuchten, wo die Wikinger von Tiahuanacu Stützpunkte besaßen³? Wir werden das im folgenden Kapitel erfahren.

Weder der *unku* noch der *keru*, von denen wir soeben gesprochen haben, lassen sich daher auf spanischen Einfluß zurückführen. Auch nicht das Gefäß auf der Abbildung 65, wo neben Kondorköpfen im reinsten Tiahuanacu-Stil Hakenkreuze erscheinen, und auch nicht dasjenige auf der Abbildung 66, auf der man eine Art mittelalterlichen Ritter im Kampf mit einem phantastischen Tier sieht, das sich in der peruanischen Keramik wiederfindet und an den Fenriswolf der skandinavischen Ikonographie erinnert, und das, obwohl der Wolf, wie wir wissen, in der südamerikanischen Fauna nicht

anzutreffen ist. Der Mann ist mit einem Brustpanzer aus gesteppter Baumwolle ausgerüstet. Er trägt eine Art metallenen Helmes mit (aufgeklapptem) Visier, dessen Form ihn in Westeuropa datumsmäßig in die Mitte des 14. Jahrhunderts einzuordnen erlauben würde. In seiner linken Hand hält er einen Schild völlig unbekannten Typs, in der rechten ein nicht weniger merkwürdiges Schwert, das einem riesigen Küchenmesser ähnelt. Seiner Ausstattung nach ist dieser Krieger weder ein Spanier noch ein Indianer. Ebenso wenig ist er ein Waffenträger des europäischen Mittelalters. Wir können in ihm nur das Ergebnis einer historischen Neudarstellung sehen, die aufgrund von durch die Zeit entstellten Überlieferungen gemacht wurde. Der Künstler versuchte, eine jener unzähligen mittelalterlichen Legenden zu illustrieren, die von dem Kampf eines Ritters mit einem phantastischen Tier, Verkörperung oder Instrument des Teufels, berichten. Aber wenn er auch Kunde von den normannischen Waffenträgern hatte, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit dem Pater Gnupa oder bei Gelegenheit späterer Reisen nach Tiahuanacu kamen, so waren ihm doch Einzelheiten ihrer Ausrüstung und Bewaffnung unbekannt. Es sei denn, die Europäer hätten sich damals schon ihrer Umgebung angepaßt und insbesondere ihre metallene Rüstung, die in der Höhe und dünnen Luft des Altiplano schwer zu tragen war, durch einen Küras aus Baumwolle ersetzt, der im übrigen ausreichte, um sie vor den Pfeilen der Eingeborenen zu schützen. Es ist jedenfalls kennzeichnend, daß der fragliche Ritter auf seinem Arm Tiahuanacu-Zeichen in Form eines S trägt – die Rune *solewn*, die Sonne und Sieg versinnbildlicht – und daß auf den Baum, hinter dem sich das Untier verbirgt, ein *uruz* (*uro*), das nordische Symbol männlicher Kraft, gemalt ist. Vergessen

wir nicht, daß die um 1250 nach Südamerika gelangten Normannen zwar Christen waren, daß aber die Wikinger von Tiahuanacu sich den Glauben ihrer Väter bewahrt hatten, und daß es die Berührung dieser beiden Religionen war, die den religiösen Synkretismus der Inkas entstehen ließ.

Ein anderer *keru* (Abb. 67), der wie die vorhergehenden in Copacabana gefunden wurde, ist noch merkwürdiger. Sein Schnitzstreifen zeigt uns über *cantuta*-Blüten und einer Reihe Tiahuanacu-Zeichen einen hohen Herrn der Inkazeit – vielleicht sogar den Kaiser selbst – der in einer *sedia gestatoria* (Tragthron) von hohen Würdenträgern des Imperiums getragen wird, und dem ein Herold, gleichfalls von hohem Rang, voranschreitet. Vor ihm an der Spitze hält ein Inka in der linken Hand eine Hellebarde und schwingt mit der rechten eine Schleuder. Rechts liegen zwei abgeschnittene Köpfe bluttriebfend auf einem über den Boden gebreiteten weißen Leintuch.

Der zweite Teil der Verzierungen des *keru* enthält als Hauptmotiv ein Wappenschild, gekrönt von einer metallenen Rüstung – die Gelenkverbindungen sind klar erkennbar – von der Art, wie sie in Westeuropa seit Beginn des 13. Jahrhunderts benutzt wurde. Ihr Helm trägt einen doppelten roten Helmbusch und ihr Arm ein Schwert. Seiner Form nach hat dies Wappen nichts Spanisches. Man würde es französisch nennen, bestünde nicht sein unterer Rand bloß aus zwei im Winkel zusammenlaufenden geraden Linien. Es ist in zwei Felder geteilt. Im Hauptfeld in Schwarz ein *korikenke*, der heilige Vogel der Inka-Herrscher, mit ausgebreiteten Schwingen und gespreizten Beinen wie die Adler der europäischen Heraldik zwischen zwei stilisierten Bäumen; in der unteren Spitze zwei aufgerichtete Schlangen und ein Jaguar



Abb. 67: Kaiserlich inkaische Wappen auf einem *keru* von Copacabana am Titicacasee.

unter einer nicht identifizierten geometrischen Figur. Das Wappen wird getragen von zwei *korikenkes* mit eingeschlagenen Flügeln, während zwei weitere im Flug zwingend an die beiden Raben Odins (Abb. 68) erinnern. Sie tragen in ih-

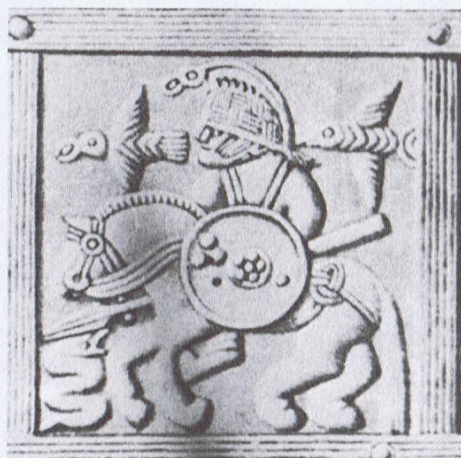


Abb. 68: Die beiden Raben Odins (Wendel in Upland).

ren Schnäbeln verschiedene kaiserliche Insignien. Am Fuß des Wappens sind zwei Inka-Fahnenräger in magische Kreise gestellt, ähnlich denjenigen, denen die Wikinger beschützende Kraft zuschrieben. Zwischen ihnen drei *cantuta*-Blüten.

Dies Wappenschild ist nicht das einzige seiner Art, das wir kennen. Der halbblütige Chronist – um das so auszudrücken – Phelipe Guamán Poma de Ayala, mütterlicherseits ein Enkel des Kaisers Tupak Yupanki, gibt unter den 500 mit Gän-

sekiel angefertigten Zeichnungen, die sein Werk³³ über das Imperium der Inkas illustrieren, zwei Wappen (Abb. 69) wieder, auf deren einem wir den *korikenke*, den Jaguar, die Schlangen, den Baum und eine königliche *borla* (Stirnbinde)



Abb. 69: Kaiserlich inkaische Wappen nach Poma de Ayala.

finden, während das andere eine merkwürdigerweise mit einem Schnurrbart versehene Sonne, den Mond, eine wandelnde Sonne, die der auf dem Cerro Guazú ähnelt, und das „Götzenbild“ von Pakari Tampu finden, dem Dorf, von dem Manko Kápak ausgezogen sein soll, um das Imperium zurückzuerobern, und wo sein Vater 50 Jahre zuvor den Pater Gnupa² aufgenommen hatte. In beiden Fällen handelt es sich um das französische Wappen.

Kehren wir zu unserem *keru* zurück. Ist es begründet, ihm einen nachkolumbianischen Ursprung zuzuschreiben? Gewiß nicht. Kein Indianer hätte sich unmittelbar nach der Konquista getraut, die Sieger dadurch herauszufordern, daß er auf einem täglichen Gebrauchsgegenstand seinen Kaiser in all seinem Glanz dargestellt hätte, noch dazu mit einem Wappenschild, dem Kennzeichen des spanischen Adels. Trotzdem wäre die Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen, daß ein eingeborener Künstler ihn im Auftrag eines Konquistadors angefertigt hätte, der auf typisch inkaische Kunstwerke aus war. Aber an solchen Stücken mangelte es keineswegs, und die Spanier waren wie besessen, sie zu zerstören. Außerdem wurde der fragliche *keru* bei den Ausgrabungen von Copacabana am Ufer des Titicacasees gefunden, den die Spanier erst sehr spät entdeckten und wo sie sich niemals niederließen. Er hatte also einem Eingeborenen gehört.

Geben wir jedoch einmal zu, daß das Wappen dem Vorsatz des Künstlers entsprang, die Inkas dadurch zu „veredeln“, daß er ihnen ein Wappen beigab, wie es die spanischen Herren führten, zur Beseitigung eigener Minderwertigkeitsgefühle sozusagen. Hatte es der Gott-Kaiser nötig, den Feinden ähnlich gemacht zu werden, die das Reich in Blut und Feuer untergehen ließen? Die Idee wird als abwegig verworfen werden müssen. Aber welches Wappen – um dabei zu bleiben – hätte unser Künstler denn kopiert? Offenbar doch das rund auslaufende der Spanier und nicht das französische, das kein Konquistador führte. Und er hätte es auch nicht mit einem von der Seite gesehenen Helm verziert, sondern mit einem solchen von vorn, wie ihn die spanischen Wappen zeigen, und schon gar nicht mit einer Halbrüstung mit gezogenem

Schwert, wie das nur in germanischen Ländern üblich war. Was die Wappenschilde des Poma de Ayala anbetrifft, so wäre es noch unverständlicher, wenn der Chronist, der ja doch nur zeichnete, um die Traditionen seines Volkes zu bewahren, seine nicht zur Veröffentlichung bestimmten Darstellungen hispanisiert hätte. Er war ein Mann von außerordentlicher Bildung, bei dem wir die Möglichkeit einer Verwechslung ausschließen dürfen. Und hätte er im übrigen aus diesem oder jenem Grund die Wirklichkeit verfälscht, so wäre es auch in diesem Fall das spanische Wappen, das wir antreffen müßten.

Alles führt uns also zu der Überzeugung, daß unser *keru* authentisch prähispanisch ist, und daß die Inkas Wappen führten, auf denen unsere europäischen Figuren durch ihre eigenen Symbole ersetzt waren, aber stets in der Form des französischen Wappens. Woher konnten sie Kenntnis nicht nur von diesem Wappen, sondern auch von den europäischen Waffen haben, die die Spanier in Amerika nicht benutzten? Offensichtlich von den Normannen, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden. Aber der Ritter konnte sich in seiner Rüstung nur zu Pferd fortbewegen und kämpfen. Und um die 200 Kilogramm, die er so samt der metallenen Schabracke seines Reittiers wog, zu tragen, brauchte er schon ein schweres und kräftiges Pferd wie das, das auf dem *unku* von der Mondinsel erscheint. Dessen authentisch präkolumbianische Herkunft scheint somit bestätigt.

6. Das Ende einer Legende

Die in den Fels getriebenen Darstellungen von Pferd, Hund und Rind, die wir inmitten der Runen-Inschriften vom Cerro

Guazú entdeckten, beantworten also die Frage nach dem Vorhandensein von Tieren europäischer Gattungen in Mittel- und Südamerika eindeutig. Gewiß gab es vorher schon überzeugende Beweise dafür, besonders ein (leider unvollständiges) mexikanisches Reiterstandbild und die Mumien des *Canis Ingae*, der in seiner Anatomie so sehr dem Hund von Bundsö ähnelt. Andere waren es weniger, denn wenn auch alles auf den vorkolumbianischen Ursprung des Webstücks von der Mondinsel mit dem darauf dargestellten Pferd und Stier schließen ließ, so wird das doch von anderen geleugnet. Das ist heute beinahe nicht mehr möglich, denn die Zweifel entstanden eben aus der Darstellung von Tieren, „die es vor Kolumbus in Amerika nicht geben konnte“, obwohl sie tatsächlich vorhanden waren, wie wir nachgewiesen haben. Unter diesen Umständen hat es anderseits nichts Überraschendes, daß einige vorkolumbianische *kernu*, deren zeitliche Herkunftsbestimmung sich damit bestätigt, Hakenkreuze zeigen, das von den Skandinaviern überreichlich verwendete typisch arische Symbol, europäische Gestalten, Sirenen und Wappenschilder.

Die Zeichnungen vom Cerro Guazú erteilen uns noch mehr Aufschluß. Sie stellen nämlich nicht nur ein Pferd, einen Hund und eine Kuh dar, sondern ein Wikinger-Pferd, einen irischen Hund und eine normannische Kuh, was uns die zeitliche Reihenfolge der Ankunft dieser Tiere in Amerika bestimmen läßt.

Als die Wikinger auf ihre Entdeckungsfahrten gingen, pflegten sie Streitrösse von der Art mit sich zu führen, wie sie auf der von uns am Cerro Guazú entdeckten Zeichnung dargestellt ist. Sie befanden sich also zweifelsohne an Bord der Drakkare Ullmans, und es überrascht uns nicht, daß sich die

Erinnerung an sie in Mexiko bis zur Ankunft der Spanier erhalten hat. Nur die Erinnerung, denn die Wikinger haben ihre Tiere bestimmt mitgenommen, als sie weiterzogen. Sie müssen für sie auf ihrem Zug nach Venezuela und Kolumbien sehr nützlich gewesen sein. Und wenn auch schließlich ihre Beförderung mit den aus Seehundsfell gefertigten *umakes* ein ernsthaftes Problem dargestellt haben mag, so gelangten sie doch nach Tiahuanacu und wurden danach 200 und mehr Jahre lang auf dem *Peaviru*, dem „weichen Weg“, eingesetzt, der über Paraguay zum Atlantik führte, ehe sie den auf der Sonneninsel geschlagenen Weißen bei ihrer Flucht dienten. Aus diesem Grund hatten die Inkas keine Pferde, während einige Exemplare im Amazonas-Gebiet noch im 16. Jahrhundert, im Piauí vielleicht noch hundert Jahre später vorhanden waren und ganze Herden von Pferden, in ihren wilden Urzustand zurückgekehrt, die Pampa im Süden Paraguays zur Zeit der zweiten Gründung von Buenos Aires durch Juan de Garay bevölkerten.

Unser Terrier, der einer typisch irischen Rasse angehört, hat bestätigt, was uns die Philologie über den Ausgangspunkt der Expedition Ullmans lehrte. Es waren die dänischen Kolonien auf den britischen Inseln. Dagegen kamen die Rinder, deren Spur wir in Südamerika fanden, nicht von dort. Wenn Ullman sie aus Irland oder dem englischen Danelaw mitgebracht hätte, wären sie von typisch irischer (der Kerry-, Ayr- und bretonischer) oder englischer (Shorthorn) Rasse vom Typ der Niederlande gewesen. Nun, am Cerro Guazú stießen wir auf das Bild einer normannischen Kuh, die derjenigen auf dem Teppich von Bayeux ähnelt. Die Rinder müssen also später aus der Normandie gekommen sein, sei es auf der Rückreise eines oder mehrerer Schiffe, mit denen die Wikin-

ger von Tiahuanacu um das Jahr 1250 die Verbindung mit Europa wiederaufgenommen hatten, und die, wie wir wissen^{1,5}, den Hafen von Dieppe angelaufen hatten, sei es mit den normannischen Schiffen, die unmittelbar darauf einen ständigen Verkehr mit Südamerika herstellten³. Das bestätigen die Gestalten auf dem *unku* von der Mondinsel – Europäer in leicht indianisierter Tracht, Stier normannischer Rasse und schweres Pferd – der Seefahrer mit Südwester auf dem *keru* von Copacabana und andere mehr. Nebenbei bemerkt, wissen wir jetzt auch, warum sich die Mexikaner der Konquista-Zeit an Pferde, aber nicht an Rinder erinnern konnten. Von der Legende über die postkolumbianische Herkunft der europäischen Tiere in Amerika, die die Spanier – wahrscheinlich guten Glaubens – in die Welt setzten, bleibt nichts mehr übrig. Und das ist keiner der unwichtigsten Beiträge unserer Forschung.

VI. DIE VORPOSTEN IM SÜDOSTEN

1. Ein merkwürdiger Landsknecht

Am 6. Januar 1536 liefen 14 (einige sagen: nur 12) Schiffe unter der Fahne Kastiliens in den Rio de la Plata ein. Es handelte sich um eine private Expedition, wie es alle waren, die die Spanier nach Westindien unternahmen. Ihr Führer, Don Pedro de Mendoza, hatte nach dem Wortlaut des zwischen ihm und der Krone geschlossenen Vertrages von Karl V. die Ermächtigung erhalten, die an den gewaltigen Strom angrenzenden Gebiete zu entdecken und zu besiedeln, den Juan Díaz de Solis zwanzig Jahre zuvor mit dem Auftrag erreicht hatte, ihn „bis zum Pazifik“ entlangzufahren. Er verpflichtete sich, alle Kosten der Expedition zu tragen. Dafür verlieh ihm der Kaiser den Titel eines „Adelantado“ und Generalkapitäns sowie das Recht, vier Fünftel der zu machenden Beute einzubehalten, ganz zu schweigen von verschiedenen anderen geschäftlichen Privilegien.

Mendoza besaß ein beträchtliches Vermögen, von dem böse Zungen behaupteten, es stamme aus der Plünderung Roms. Trotzdem reichte es wohl nicht aus, um ein so kostspieliges Unternehmen allein zu finanzieren. Oder aber dieser Berufs-offizier hatte Zweifel in bezug auf seine eigenen Fähigkeiten auf geschäftlichem Gebiet. Jedenfalls assoziierte er sich mit Jakob Welser und Sebastian Neithardt (oder Neudhart), Nürnberger Bankiers, die ein mit Tauschartikeln beladenes Schiff der Expeditionsflotte mitgaben. So kam es, daß sich

unter den 300 Seeleuten und den 2350 Soldaten, die sich mit Don Pedro in Sevilla einschifften, 150 Deutsche und Niederländer befanden. Einem von ihnen verdanken wir den Bericht von dieser abenteuerlichen Reise⁵.

Wiederholt hat man aus Ulrich (Utz) Schmidl einen einfachen Landsknecht machen wollen. Das scheint abwegig. Er war ein Soldat, gewiß, und er war stolz darauf wie jeder freie Mann seiner Zeit. Aber ein einfacher Söldner wäre niemals in der Lage gewesen, uns so genaue Erinnerungen zu hinterlassen wie diejenigen, in denen er in unterhaltendem und launigem Stil und ohne jede Einfältigkeit, die so alten Chroniken anzuhaften pflegt, von seinen achtzehn Jahren Forschung und Kampf in Südamerika berichtet. Schmidl konnte nicht nur lesen und schreiben, was bei einem Landsknecht des 16. Jahrhunderts ungewöhnlich gewesen sein muß, und er schrieb in einem korrekten und trotz seiner Archaismen noch heute lesbaren Deutsch und nicht im bayrischen Dialekt seiner Heimat. Mehr noch, sein Bericht beweist, daß er, obwohl er kein Wort Spanisch gelernt hatte, wenigstens einige Ahnung vom Italienischen und Französischen hatte – er schreibt hartnäckig *Nostra Signora d'Assumption* statt *Nuestra Señora de la Asunción* – und gute Kenntnisse des Latein, denn er benutzt, um von den Amazonen zu sprechen, eine in dieser Sprache wenig gebräuchliche Vokabel (*Amazon, is*) und dekliniert sie korrekt gemäß der ihr vorangestellten deutschen Präposition: z. B. im Dativ: zu den Amazonibus. Nach der Hypothese von Hans-Jürgen Wöhler³⁴ läßt alles vermuten, daß unser „Landsknecht“ tatsächlich ein Agent war, den die Teilhaber an der Expedition unter die Mendoza zur Verfügung gestellten Soldaten eingeschleust hatten. Auf einem Schiff der Welser nach Amerika gelangt, sollte er nach Europa

zurückkehren dank des Einschreitens von deren Sozjus Neithardt (oder Neudhart) und des Vertreters der Fugger in Sevilla, Christoff Raiser, auf dem Schiff eines gewissen Johann von Hielst, Agent der Firma Erasmus Schetz in Lissabon, der ihn auf Ersuchen des Vertreters dieser Firma in San Vicente während der ganzen Reise mit Aufmerksamkeiten überschüttete, die einem einfachen Soldaten ganz gewiß nicht zuteil geworden wären. Und als Schmidl in Sevilla ankam, wurde er von „den Räten Seiner Kaiserlichen Majestät“ empfangen, denen er einen Brief des Gouverneurs der Provinzen vom Rio de la Plata, Domingo de Irala, und, wenn wir das glauben dürfen, einen persönlichen Bericht übergab.

Diese Untersuchung der wirklichen Funktionen des Chronisten hat ein weit über das Anekdotische hinausgehendes Interesse. Schmidl fuhr mit den Resten der Truppe Mendozas – nur eine Handvoll Leute war in Buenos Aires geblieben – den Parana hinauf. In Paraguay nahm er an den vier Expeditionen teil, die von Asunción aus nach Peru entsandt wurden. Und wenn er auch in seinem Bericht die begreiflichen Sorgen eines Soldaten um Verpflegung und Frauen zum Ausdruck bringt, so verschafft er uns doch auch genaue Informationen über die eingeschlagenen Reiserouten, über die zurückgelegten Entfernungen und über die jeweiligen Ortsbezeichnungen. Für uns ist es nicht ohne Bedeutung, zu wissen, daß diese Angaben von einem Mann von gewisser Bildung und nicht bloß von einem einfachen Söldner stammen.

Die Lektüre des Schmidl-Büchleins zwingt uns nämlich, alles zu berichtigen, was über die Reiserouten der Expeditionen des Juan de Ayolas, des Alvar Nuñez Cabeza de Vaca und des Domingo de Irala sowie schon vorher des Alejo García geschrieben worden ist. Die Historiker haben sich nämlich in

dieser Beziehung fast nur darauf beschränkt, den Bericht des Paters Ruiz Díaz de Guzmán³⁵ zu übernehmen, ja wir selbst sind in einer vorhergehenden Arbeit² ihrem Beispiel gefolgt. Wir wiederholen also, daß García, Ayolas und Irala den Paraguay entlang bis zum Cerro San Fernando in der Nähe der Häfen La Candelaria und San Sebastián nicht weit von einem Vorgebirge ganz besonderer Form, dem Pan de Azúcar, gefahren sein sollen, während Cabeza de Vaca und Hernando de Ribera weiter nördlich die Lagune der Xarayes erreicht hätten, in deren Süden der Erstgenannte die Siedlung Puerto de los Reyes angelegt haben soll. Daraus hatten wir – wie bisher alle Welt – geschlossen, daß die spanischen Expeditionen vom Westen her in den Chaco eingedrungen seien, die einen vom Cerro San Fernando aus, auf 19 Grad Breite, die anderen von einem weiter nördlich, in der Nähe des 17. Breitengrades gelegenen Punkt aus. Wir wußten damals nicht, daß Guzmán in bezug auf die Erstgenannten zwei voneinander ganz verschiedene Punkte verwechselt hatte.

Es gibt nämlich am Paraguay-Strom zwei Cerros San Fernando. Der eine, heute Cerro del Triunfo genannt, liegt am rechten Ufer des Flusses in der Nähe vom Pan de Azúcar, von La Candelaria und San Sebastián. Den anderen finden wir viel weiter südlich, fast am Wendekreis des Steinbocks, genau auf 23° 10', und zwar auf dem linken Ufer. Er heißt heute Cerro Tres Hermanas (Drei Schwestern). Diesen letzteren hatten wir auf den Karten von Levinus Hulsius und Diego de Torres zwar gefunden, ihm aber keine Bedeutung beigemessen. Außerdem hatte uns der Schmidl-Bericht nur in einer spanischen Fassung³⁶ vorgelegen, die außerordentlich mangelhaft ist. Der Übersetzer hatte es unter anderem für richtig befunden, die vom Autor benutzten Ortsbezeichnungen durch diejeni-

gen zu ersetzen, die sich auf den heutigen oder jedenfalls wesentlich jüngeren Landkarten befinden, nicht ohne sich dabei mehr als einmal zu irren. Aus diesem Grund bemerkten wir nicht, daß die in unserer Arbeit über die vorkolumbianische Geographie in Amerika⁴ reproduzierte Karte von Hulsius die Ortsbezeichnungen in Paraguay von Schmidl übernommen hat.

Die Berichtigung des von Guzmán begangenen Irrtums, nämlich die Verwechslung der beiden früher gleichnamigen Berge, verdanken wir dem Vermessungsingenieur Prof. Pistilli. Er ließ uns den vom Schmidl-Übersetzer begangenen Vertrauensmißbrauch erkennen, und wir besorgten uns eine Faksimile-Ausgabe des Original-Schmidl-Werkes⁵. So konnten wir die beiden richtigen Reisewege der Spanier leicht rekonstruieren.

2. Die Wege von Potosí

Lassen wir die Expeditionen auf der Nord-Route beiseite: diejenige des Antonio de Cabrera, der nur vier Tage lang in den Chaco, d. h. das Gebiet westlich des Paraguay-Flusses, vordrang, diejenige des Alvar Nuñez Cabeza de Vaca, der nach einem achtzehntägigen Marsch wieder umkehren mußte, und diejenige des Hernando de Ribera, der den Paraguay bis zum Paressis-Gebirge entlang fuhr und sodann nach einem Marsch von siebzehn Tagen durch sumpfiges Gelände das Dorf Orthuesi erreichte. Diese drei vergeblichen Versuche, über die Lagune der Xarayes nach Peru zu gelangen, gehören nicht zum Thema unserer Untersuchung. Vermerken wir nur, daß der Ortsname Orthuesi sich aus dem deutschen

Wort „Ort“ und dem der Quichua-Sprache *huasi* = Haus zusammensetzt, welch Letzteres von dem gleichbedeutenden nordischen Wort *hus* abgeleitet ist. Orthuesi bedeutet also „Häuser des Ortes“. Es war eine Etappen-Unterkunft an der vorinkaischen Straße, die den Altiplano mit einem Punkt von großer strategischer Wichtigkeit für das Wikinger-Reich verband. Das Paressis-Gebirge stellt nämlich hier die Wasserscheide zwischen den Becken des Rio de la Plata und des Amazonas dar, und die Dänen von Tiahuanacu hatten guten Grund, hier einem Teil ihrer „Ehrenwache“³, Arahauak-Indianer, deren Nachkommen noch heute leben, seinen Standort zuzuweisen, um so einen Riegel zwischen die einander feindlichen Guaraní des Südens und die Tupí des Nordens zu schieben.

Was uns hier interessiert, sind die Reisewege der Expeditionen vom (südlichen) Cerro San Fernando an, der nach Schmidl (Abb. 70) zwölf Meilen nördlich des Dorfes Weibingo liegt. Der Name dieser Ortschaft kommt, wie wir in zwei vorhergehenden Arbeiten ^{2,4} gesehen haben, von dem nordischen *vej* = Weg und *vink* = Zeichen oder *vinkel* = Winkel und bedeutet daher „Wegwink“ (oder „Wegweiser“) oder (wahrscheinlicher) „Wegwinkel“ (oder „Wegabzweigung“). Hier mußte der Reisende, der auf dem Fluß von Paragua'y, der heutigen Stadt Asunción, kam, nach Westen links abbiegen, um den Weg zu nehmen, der über Potosí nach Tiahuanacu, der Hauptstadt des Wikinger-Reiches, führte. Weibingo, das Alvar Nuñez Cabeza de Vaca Ypananíe nennt, lag an der Mündung des Ypané auf 23° 35' Breite. Darüber besteht keinerlei Zweifel. Einerseits lassen die ersten Landkarten von Paraguay⁴ die Ortschaft auf der Höhe des Wendekreises (23° 27') liegen, diejenige des Hulsius ein wenig nörd-

uber fünff Weil Wegs einen Flecken/ am Wasser *Parabol* gelegen/ deren Inwohner vns Christen alle Nothtutfft von Proviandt/ als Fisch vñ Fleisch/ Hühner/ Gänß/ Indianische Schasse vnd Straussen zubrachten. Als wir nun zum letzten Flecken/ den *Garios* zugehörig/ kamen/ welcher *Veibingo* heist/ vñnd so. Weil von der Stadt *Nosra Signora d' Assumption*, gelegen ist/ namen wir von denselben Proviandt vñ andere Sachen/ was wir der Nothtutfftenach/ bey ihnen vberkommen möchten.

Vom *S. Fernando* Berg/ vñd von den *Paiembos*.

Cap. 24.

Mons S.
Fernando.

Paiembos. 12.
12. Weil.

Un dannen kamen wir zu einem Berg/ den hießen wir *S. Fernando*, der sihet dem Bogenberg gleich: *Allda* funden wir die obgenandten *Paiembos*/ welches von *Veibingo*. 12. Weil Wegs ist/ die kamen vns entgegen friedswelch/ vñnd empfangen vns mit falschem Herzen/ inmassen hernach zu versennen. Sie belepteten vns in ihre Häuser/ gaben vns Fisch vñd Fleisch vñd Bockshörnlein/ oder Johannis Brodt zu essen/ also blieben wir 9. Tag bey ihnen Demnach ließ vnser Hauptmann ihren Obersten fragen/ ob sie nichts wüßten von einer Nation/ so *Caracaras* heist. Daraufer antwortet: Sie wüßte mehr nicht/ als was sie vngefährlich gehöret/ von solcher Nation zu sagen: Es solte auch dieselbe sehr weyt von jnen im Lande ligen/ solten auch viel Goldt vñd Silber haben: Sie hetten aber ihres theils derselben noch keinen gesehen/ vñd sagten vns noch ferner/ wie diese *Caracaras* sehr weise Leute waren/ gleich wie wir Christen/ vñd viel zu essen hetten/ als Türkisch Korn/ *Mandecoch Mandus*, *Podades*, *Mandecoch Vackkeku*, *Mandecoch Parpy* *Mande-*

Abb. 70: Faksimile einer Seite des Schmidl-Berichtes, auf der der Cerro San Fernando und Weibingo erwähnt werden.

lich desselben und die (von jedem Gesichtspunkt aus wesentlich genauere) des Diego de Torres etwas südlich. Andererseits gibt Schmidl an, sie befände sich 80 Meilen von Asunción entfernt. Er benutzt dabei das altertümliche deutsche Wort „Meil“ (heute: „Meile“), womit er – bei seinen bekannt geringen Kenntnissen der spanischen Sprache – gewiß nicht die spanische *legua* gemeint hat, die in allen spanischsprechenden Ländern verschiedene Längenwerte hat, wahrscheinlich aber die französische Meile von etwa 4 km Länge. Denn 80 von diesen Meilen ergeben 320 km, und das ist genau die Entfernung zwischen dem Asunción von damals (10 km südlich vom heutigen, bei Itá Enramada, wie Prof. Pistilli angibt) und der Mündung des Ypané.

Die erste nachkolumbianische Expedition, die Südamerika vom Atlantik bis zu den Anden durchquerte, fand im Jahr 1521, also vor der Niederlassung der Spanier in Paraguay statt. In diesem Jahr hörte Alejo García, ein Portugiese in kastilischen Diensten und Überlebender eines untergegangenen Schiffes des Juan Díaz de Solís, der gerade eben den Rio de la Plata entdeckt hatte, von Indianern auf der Insel Santa Catalina Berichte über die fernen Länder eines „Weißen Königs“, des Herrn über ungeheure Schätze an Gold und Silber. Mit drei Gefährten machte sich García auf den abenteuerlichen Zug durch Guayrá, das Gebiet zwischen dem Atlantik und dem Paraguay von heute. Er schlug dabei einen vollkommen erhaltenen Weg ein: eine der Abzweigungen des *Peaviru*² der Wikinger. Diesen Teil seines Reiseweges kennen wir sehr gut, denn es war derjenige, den im Jahr 1542 auch der Adelantado Alvar Nuñez Cabeza de Vaca genommen und in seinem Reisebericht beschrieben hatte. Der Weg führte über die Dörfer Tocanguzir, welcher Name (aus dem nordischen *toga*, zwei-

ter Fall Mehrzahl von *tog* = Zug, Expedition, und *husir*, erster Fall Mehrzahl von *hus* = Haus) „Häuser der Expeditionen“ bedeutet, und Tocanguazú, was genauso zu übersetzen ist, da es sich um eine Abwandlung in Guaraní von Tocanhuasi handelt, das aus dem gleichen nordischen Wort *toga* und dem Quichua-Wort *huasi* besteht (abgeleitet vom nordischen *hus*). García erreichte die Mündung des Yguazú in den Parana an einem Punkt, den die Jesuiten-Karte von 1609^{2,4} mit dem Namen *Storting* bezeichnet, dem (noch heute in Norwegen üblichen) nordischen Wort für Volksversammlung.

In Paraguay verpflichtete unser Abenteurer 2000 Guaraní-Indianer, mit denen er weiterzog „Sonnenuntergang entgegen, um die Länder zu entdecken und zu erforschen, aus denen schöne Kleider und Sachen aus Metall sowohl für den Krieg als auch für den Frieden kamen“³⁵. Mit dieser beachtlichen Streitmacht zog er den Paraguay-Strom entlang bis zum Cerro San Fernando, drang in den Chaco ein, durchquerte die heutige bolivianische Provinz Santa Cruz, erreichte die äußeren Befestigungswerke der Anden und betrat bei Tomina und Tarabuco – die Spanier hatten damals Peru noch nicht besetzt – das inkaische Territorium. Aber die Charcas-Indianer, Vasallen der Inkas, schlugen die Eindringlinge, ein wahres Invasionsheer, zurück. García, der schon reiche Beute an Gold und Silber gemacht hatte, machte kehrt und zog nach Paraguay zurück, wo die Eingeborenen die weißen Expeditionsmitglieder umbrachten.

Der Cerro San Fernando, auf dessen Höhe der portugiesische Seefahrer den Fluß verlassen hatte, war – im Gegensatz zu einer allgemeinen und auch von uns wiederholten Meinung² – nicht der nördliche, sondern der südliche in der Nähe von

Weibingo. Schmidl gibt uns in dieser Beziehung einen entscheidenden Hinweis, wenn er schreibt, daß Juan de Ayolas, der 1539 den Spuren Garcías folgte, den Paraguay-Strom entlangfuhr bis Weibingo in der Nähe des Cerro San Fernando in dem Gebiet, wo die Payaguá- (oder Paiembó-) Indianer lebten. Dort ließ er drei seiner fünf Bergantinen (Zweimast-Schoner) entladen und entwaffnen und befahl den Leuten, die er an Bord der restlichen zwei Schiffe zurückließ – darunter auch Schmidl – vier Monate lang auf ihn zu warten. Er kam nicht zurück. Später erfuhr man von den Indianern, daß er tief in den Chaco vorgedrungen war, aber dann wegen der Feindseligkeit der Eingeborenen umgekehrt war, was ihn nicht davor bewahrte, zusammen mit allen ihn begleitenden Weißen erschlagen zu werden. An dieser Stelle seines Berichtes gibt Schmidl mit Genauigkeit an, daß sich Weibingo „80 Meil“ von Asunción und der Cerro San Fernando, „der sihet dem Bogenberg gleich“, deren 12 von diesem „letzten Flecken, den Carios zugehörig“ (verbündete Guaraní-Indianer den Konquistadoren) entfernt läge. Der Bogenberg ist ein Hügel in der Nähe von Straubing an der Donau, der Geburtsstadt des Chronisten.

Es war auch der südliche Cerro San Fernando, von dem aus Domingo de Irala auf der Suche nach Ayolas zweimal in den Chaco vordrang. Einmal im Jahr 1539, noch ehe er wußte, daß der Gesuchte von den Eingeborenen umgebracht worden war, auf einer Expedition, die er nach 26 Tagen wegen starker Regenfälle abbrechen mußte, und danach im Jahr 1548. Es gibt keinen Zweifel: „ein hoher, runder Berg, genannt San Fernando, wo die schon bekannten Payaguá leben“, schreibt Schmidl. Nun, die Payaguá-Indianer hatten ihre Dörfer im Westen des südlichen Cerro San Fernando, auf der anderen

Seite des Paraguay-Stroms, und die Beschreibung dieses Berges paßt zu dem von Schmidl gebrauchten Vergleich mit dem heimatlichen Bogenberg, der ja auch – wie schon sein Name sagt – hoch und rund ist. Der Chronist gibt noch ein weiteres eindeutiges Detail, indem er berichtet, daß die Spanier 1548 ihre 130 Pferde die Schiffe auf dem Landweg begleiten ließen, was nicht möglich gewesen wäre, wenn Iralas Ausgangspunkt nach Westen der nördliche Cerro San Fernando gewesen wäre. Fügen wir noch hinzu, daß die Expedition nach 36 Meilen auf die Naperú-Indianer stieß, die die Landkarte von Hulsius im Westen des südlichen Cerro San Fernando und Weibingos ansiedelt.

Man weiß, daß die zweite Expedition des Irala ihr Ziel erreichte. Er gelangte an den Fuß der Anden im Befehlsbereich des Pedro de Anzures. Im Gegensatz zu der so oft gehörten Behauptung konnte Irala – 14 Jahre nach der Eroberung des Landes durch Pizarro – die Gegenwart der Spanier in Peru nicht unbekannt sein. Aber deswegen enttäuschte ihn die Feststellung nicht weniger, daß seine Landsleute die Länder des Goldes und des Silbers, die er so sehr begehrte (den Bezirk Potosí), bereits besetzt hatten. Er schickte seinen Stellvertreter Ñuflo de Chaves nach Lima, um mit dem dort residierenden Vizekönig zu verhandeln. Aber er mußte schließlich mit leeren Händen umkehren. Anderthalb Jahre nach seinem Aufbruch fand er seine Schiffe wieder.

Von den vier Expeditionen, die über Weibingo in den Chaco vordrangen, erreichten also zwei ohne größere Schwierigkeiten die Silberberge bei Potosí. Eine weitere scheiterte an der Feindseligkeit der Eingeborenen und die letzte an ungünstigen Wetterbedingungen. Sie alle waren auf dem richtigen Weg im wahrsten Sinne des Wortes. „Am Tag unseres Auf-

bruchs“, schreibt nämlich einer der Begleiter Iralas im Jahr 1539 in seinem anonymen Bericht³⁷, „fanden wir den Weg gut, und anderntags fanden wir ihn unter Wasser und schlecht, so daß es viele Tage gab, an denen wir keinen trockenen Platz fanden, um darauf auszuruhen . . . (wegen der) Wassermengen, die jeden Tag vom Himmel regneten.“ Es handelte sich also tatsächlich um eine ausgebaute Straße, die der Sommerregen – die Expedition fand im Februar statt – unbegehrbar gemacht hatte.

Vermerken wir am Rande, daß Schmidl in einer Entfernung von 34 Meilen südlich des Ypané und 46 derselben nördlich von Asunción auf einen anderen Fluß, „breit wie die Donau“, hinweist, der im Text der Hulsius-Ausgabe⁵ und auf der sie begleitenden Landkarte⁴ den Namen Stuesia trägt. Diese Bezeichnung ist weder aus der spanischen noch der Guaraní-Sprache. Hermann Munk sieht darin eine abgewandelte Zusammensetzung aus dem deutschen Wort „Sturz“ und dem nordischen *aa* (althochdeutsch *ahawa*), wie noch heute zahlreiche Flüsse und Bäche im germanischen Europa heißen (Aa, Aach, Ach). Schmidls Manuskript wurde in gotischer Kursivschrift geschrieben, in welcher das *r* und das *e* leicht miteinander zu verwechseln sind. Sein Verleger Hulsius mag eine außerdeutsche Ortsbezeichnung, so germanisch sie auch ist, falsch gelesen und Stuesia statt Stursia geschrieben haben. Denn wir finden in dem gleichen Werk eine andere (nicht weniger unerwartete) Ortsbezeichnung in zwei verschiedenen Schreibweisen, deren eine nur durch einen Lesefehler erklärlich ist: Froenirtiere (mit einem verbesserten *t*) auf der Landkarte und Froemidiere im Text. Diese Auslegung von Stuesia wird noch durch die Tatsache bestärkt, daß dieser Fluß tatsächlich einen Wasserfall hat, nämlich oberhalb seiner

Mündung (der Fluß heißt heute Jejui) in der Nähe des Dorfes, das unser Chronist Iuberíc Sabaie nennt – und nicht Luberíc Saba, wie wir an anderer Stelle⁴ aufgrund des schlechten Zustandes der Hulsius-Karte schrieben, die uns zur Verfügung stand – ein Ortsname offensichtlich germanischen Ursprungs.

3. Von Weibingo zum Atlantik

In einer früheren Arbeit² haben wir das prähispanische Wegenetz im Süden Paraguays nachgezeichnet. Wir konnten es dank unserer Entdeckung einer in den Stein getriebenen Kartenskizze auf der „Wegweiser-Tafel“ der Wikinger-Station vom Cerro Polilla (oder Cerro Pelado) im Yvytyruzú-Gebirge. Wir sahen, daß der *Peaviru* („Weicher Weg“) über diesen richtigen Straßen-Knotenpunkt von Paragua'y („Fluß der Seefahrer“ in der Guaraní-Sprache)*, dem heutigen Asunción, zur Atlantikküste ein wenig nördlich der Insel Santa Catalina auf zwei verschiedenen Bahnen führte, von denen die eine über den Zusammenfluß des Yguazú und des Parana ging, die andere über das heutige Puerto Adela. Diese letztere Detaillierung verdanken wir Prof. Pistilli, der unsere kartographische Arbeit in diesem Punkt (wie in vielen anderen) mit einer ins Einzelne gehenden Studie berichtigte und vervollständigte, die noch nicht veröffentlicht ist, und die zu zitieren er uns als Ersten gestattete. Dieser *Peaviru*, der zahlreiche Verzweigungen hatte, war in einer außerordentlich genialen Weise konstruiert. Die Wikinger hatten Schneisen in den

* Von *para* = Meer, *gua* = herkommend von, *y* = Fluß.

Urwald schlagen lassen und auf diesen bestimmte Grassorten gesät, die die Wiederausbreitung von Stachelsträuchern und Gebüsch verhinderten² und noch heute verhindern, wie man an einigen erhaltenen Abschnitten dieser Wege, besonders in der Caaguazú-Kordillere feststellen kann.

Bedeutet dies, daß es unerläßlich war, um vom Atlantik nach Tiahuanacu (oder Potosí) zu gelangen, den Weg über Asunción zu nehmen und von hier weiter bis zu den Anden denjenigen, der am Ufer des Pilcomayo entlang führt oder den Paraguay-Strom bis zum Cerro San Fernando zu benutzen? In der Zeit der Konquista und noch lange danach auf jeden Fall, denn den Spaniern war der Norden Paraguays völlig unbekannt. Wir wissen dagegen, daß die Wikinger an der Mündung des Ypané 12 Meilen (wir wiederholen) südlich des Cerro San Fernando, dem gegenüber, auf der anderen Seite des Paraguay-Stromes, der nach Peru führende Weg begann, eine Siedlung besaßen. Man könnte vermuten, daß sie nichts anderes war als ein Hafen, wo die vom Altiplano kommenden Reisenden aufs Schiff umstiegen oder es verließen, wenn sie in umgekehrter Richtung reisten. Fraglos war das einer der Gründe für ihr Vorhandensein. Aber sie kontrollierte außerdem die Mündung des Ypané. Dieser Fluß ist heute fast nicht mehr schiffbar, wenn er auch noch gelegentlich flußabwärts von Flößen befahren wird. Aber vor hundert Jahren war das vielleicht noch anders. Mehr noch: Weibingo sperrte den Paraguay-Strom südlich des Weges, der von Tiahuanacu kam und weiter nach Osten zum Atlantik führte.

Dieser Weg besteht noch heute. Gewiß, er beginnt nicht mehr in der Umgebung des Cerro San Fernando, sondern in Concepción, einer Stadt von 30 000 Einwohnern zwischen dem Ypané und dem fraglichen Berg. Sein Verlauf änderte

sich an verschiedenen Punkten, als die Straße gebaut wurde, die heute Concepción über Belén und Horqueta mit Pedro Juan Caballero und der Schwesterstadt Ponta Porã auf der brasilianischen Seite verbindet (zwischen Horqueta und dem Cerro Corá wurde sie inzwischen durch eine andere ersetzt). Eine der Zweigstrecken des alten Weges führte auf der Höhe der heutigen Stadt Horqueta über den Ypané, weiter über Tacuatí bis zu dem Weg, der von Iuberic Sabaie (heute Barranquerita) an am Ufer des Flusses Stursia (heute Jejui) und seines Nebenflusses Aguaray Guazú verlief und am Cerro Torín das Amambay-Gebirge erreichte, an dem entlang er über Ñuvera bis zum heutigen Pedro Juan Caballero führte (s. Karte, Abb. 71). Der Name Torín ist weder spanisch, noch portugiesisch, noch indianisch. Sollte man in ihm eine leichte Abänderung von Thoring = „Thors Stamm“ erkennen? Das ist jedenfalls die Ansicht Professor Pistillis, der ein profunder Kenner der Guaraní-Ortsbezeichnungen ist.

Von Ponta Porã aus wendete sich der nördliche *Peaviru* auf heute brasilianischem Gebiet der Stadt Dourados zu, erreichte das Dorf Ivinheima am Ufer des gleichnamigen Flusses, überquerte den Parana auf der Höhe von Presidente Epitácio und vereinigte sich in Ourinhos mit der Zweigstrecke, die über Puerto Adela von Asunción zum Golf von Santos (oder San Vicente, wie man früher sagte) führte. Als Ulrich Schmidl im Dezember 1552 von der paraguayischen Hauptstadt nach diesem letztgenannten Hafen reiste, um hier das Schiff nach Europa zu nehmen, benutzte er den Paraguay-Strom bis Iuberic Sabaie, von hier aus den Weg am Stursia (Jejui) entlang und erreichte über den Cerro Torín den Parana auf der Höhe von Puerto Camargo. Von hier aus fuhr er den Parana aufwärts bis Presidente Epitácio (etwas weniger als

300 km, während Schmidl die Entfernung mit 400 km übertreibt, was nicht verwundern kann, da er die Reise zum ersten Mal machte und in Ermangelung von Meßinstrumenten auf grobe Schätzung angewiesen war), wo er den Weg nahm, dessen beide Zweigstrecken von Ponta Porã bzw. Puerto Adela kamen. Alle hier erwähnten Ortsnamen sind noch die von heute. Aber Ivinheima ist offensichtlich weder portugiesisch noch spanisch.

Auf den Landkarten Brasiliens begegnen wir gewiß unzähligen Ortsbezeichnungen aus der Guaraní-Sprache. Ist Ivinheima ein solcher? Dies nahm der schweizerisch-paraguayische Gelehrte Moisés Bertoni an, der auf seiner Landkarte von 1912 den Namen des zum Paranapanéma führenden Flusses, an dessen Ufer besagtes Dorf liegt, Ihvihñehema oder (nach der einheitlichen Guaraní-Schreibweise) Yvyñe'éma schrieb. Die Untersuchung dieses Wortes ergibt *yvy* = Erde und *ẽ'e* = Sprache sowie die phonetische Nachsilbe *ma* der Tupiguaraní-Sprache. Also: Sprache der Erde, ein wunderlicher Name für eine Ortschaft und mehr noch für einen Fluß.

Die Bezeichnung des fraglichen Flusses und seiner verschiedenen Nebenarme ist in der Tat äußerst verworren. Auf der ersten Karte, die ihn – soviel wir wissen – verzeichnet, derjenigen von P. Ernot aus dem Jahr 1632, trägt er den Namen Monici. Auf derjenigen von 1865, die wir in dem Atlas von Martin de Moussy³⁸ fanden, lesen wir „R. Iguarey oder Ivinheima“ (Abb. 72) mit einem Zufluß im Süden, der merkwürdigerweise „R. de la Amazonas“ heißt, und einem anderen im Norden, der aus drei Armen gebildet wird: Vaccaria, Brilhante und Monici. Bertoni führt auf seiner Karte von 1912 von Norden nach Süden folgende Flüsse an: Brilhante (in



Abb. 72: Karte von Martin de Moussy (Ausschnitt).

Klammern und großen Buchstaben hinzugefügt: Ihvihñehema), Dourados und Onças (wiederum in Klammern, aber kleingeschrieben hinzugefügt: Ihvihñehema), ohne daß ersichtlich wird, wie sich die Flüsse vereinen, da ein eingezeichnetes kleines Quadrat ihren Lauf unterbricht. Schließlich erwähnen die sehr ungenauen derzeitigen Landkarten Brasiliens als Zuflüsse des Ivinheima lediglich die Flüsse Vaccaria, Brilhante und Dourados. Der paraguayische Historiker J. Natalicio González³⁹ verwirrt das Problem noch mehr, indem er schreibt, Díaz de Guzmán habe im Jahr 1593 von Villarica del Espíritu Santo im damaligen Guayrá aus, d.h. also östlich des Parana und südlich des Paranapanéma, „das zweite Santiago de Jerez am Ufer des San Salvador, Jaguarý oder Ybynheima (drei Namen für den gleichen Fluß)“ gegründet. Jaguarý hat in der Guaraní-Sprache die gleiche Bedeutung wie Rio das Onças in der portugiesischen.

Die Doppelbezeichnung „Iguarey oder Ivinheima“, die Martin de Moussy dem Fluß gibt, hat für uns eine besondere Bedeutung. Daß ein Fluß zwei Namen trägt, ist nämlich gar nicht so unverständlich: einen, den ihm die eingeborenen Guaraní in ihrer Sprache gaben, und einen anderen, den die Spanier oder Portugiesen hinzufügten. Aber zwei verschiedene Namen in der gleichen Sprache der Guaraní kann es schwerlich geben. Die Indianer waren in bezug auf Ortsnamen äußerst konservativ. Für sie gab es keine Umbenennungen, die die Regierungen unserer Zeit so gern anordnen. Für sie war nur die unveränderliche Tradition maßgeblich. Sie nannten den Fluß Iguarey (in korrekter Orthographie geschrieben: Yguarey). Das ist ein Guaraní-Wort, das aus Ygua = Einwohner, *re* = alt und *y* = Fluß besteht: Fluß der alten Einwohner. Der zweite Name, Ivinheima, muß also logi-

scherweise nicht der Eingeborenensprache angehören. Aber spanisch oder portugiesisch – wir sagten es schon – ist er auch nicht. Dagegen sind seine Wurzeln eindeutig germanisch. Er bedeutet ganz einfach „Eibenheim“, „Heimat der Eiben“*. Die Eibe ist der Baum, dessen rotes, hartes und biegsames Holz die Völker des europäischen Nordens zur Herstellung ihrer Bogen verwendeten. Vermerken wir noch, daß es 1865, als Martin de Moussy seine Karte herausgab, in der Gegend keinerlei Siedlung von Deutschen oder Deutschstämmigen gab, und daß außerdem *ivin* nicht aus der heutigen deutschen Sprache kommen kann, in der dieser Baum Eibe heißt. *Ivinheima* stammt daher von den „alten Einwohnern“, die keine Indianer, aber auch keine Spanier oder Portugiesen, sondern vor diesen an die Ufer des Flusses gekommen waren. Der Ortsname läßt über seine Herkunft keinen Zweifel: Es waren Wikinger, die in der Gegend einen Baum – wahrscheinlich die Mbocaya-Palme (*Acrocomia tatai*), die heute noch von den Guyakí-Indianern zum gleichen Zweck verwendet wird – entdeckt hatten, dessen Holz die gleichen Eigenschaften wie die Eibe Europas aufwies, und die hier daher eine Siedlung von im Bogenbau spezialisierten Handwerkern gründeten.

4. Der Riegel vom Amambay

Begeben wir uns einmal bei Horqueta auf die alte Straße von Pedro Juan Caballero, die sich – wie wir gesehen haben – im

* IVIN: althochdeutsch *iwa*, altnordisch *yr* (iuR), angelsächsisch *eow*, *iw*, neudänisch *ibe*, kornisch *bivin*, niederbretonisch *ivin* = Eibe, HEIMA: nordisch *heimr*, alt- und neudeutsch Heim, Heimat.

größten Teil ihres Verlaufes mit dem vorkolumbianischen Weg deckt. Etwa 5 km bevor sie etwas östlich vom Cerro Corá mit der neuen zusammenläuft, die ihrerseits an dieser Stelle wieder dem Verlauf der alten folgt, sehen wir rechter Hand am Westabhang des Cerro Tupä das „Wappenschild“, von dem wir im I. Kapitel sprachen. Gehen wir rund 100 m weiter, so erscheint linker Hand der Tuja Og, dessen Inschriften wir aufnahmen, mit seiner Plattform, die kultischen Zwecken und – jetzt können wir es bestätigen – der Beobachtung diente. Mit anderen Worten: der Weg verlief (und verläuft noch heute) zwischen zwei Bergen, auf denen die Spuren von der Anwesenheit der Wikinger bis heute erhalten sind. Wir gelangen dann zu dem Punkt, an dem die alte Straße in die neue übergeht, und wo der von Süden kommende Weg der Wikinger rechtwinklig nach Osten abbiegt. Genau gegenüber befindet sich der Itaguambypé oder, genauer gesagt, seine Südspitze mit dem kompakten Turm, von dem aus die ganze Gegend beherrscht wird (s. Karte, Abb. 73).

Die Festung kontrollierte also die für die Wikinger lebenswichtige Verbindung zwischen Tiahuanacu und dem Golf von Santos. Die Gegend litt wahrscheinlich unter den periodischen Einfällen feindlicher Indianerstämme, die vielleicht nicht der Guaraní-Rasse angehörten. Auf jeden Fall hätte man genau dort, wo der Weg seine Richtung radikal ändert, schwerlich einen besser konstruierten Riegel anbringen können. Die Befestigungsanlage des Itaguambypé bedeckte eine Fläche von etwa 15 Hektar. Sie konnte daher im Ernstfall Tausende von Familien aufnehmen: diejenigen der Guaraní-Hilfskräfte, die in Friedenszeiten die Dörfer der umgebenden Ebene bewohnten. Nur eine zahlenmäßig geringe, aus Wikingern und Indianern bestehende Garnison mußte

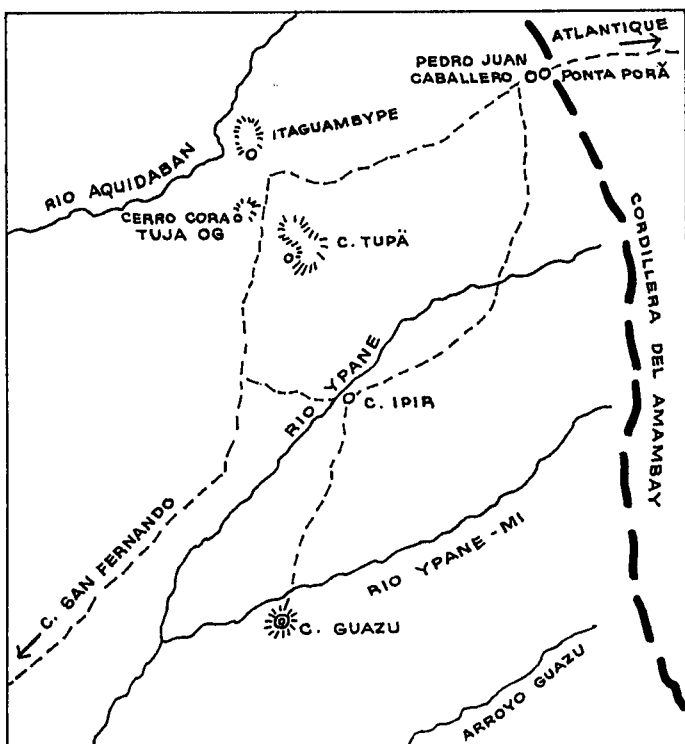


Abb. 73: Karte vom Cerro Corá-Komplex.

hier ständig stationiert sein, um einen möglichen Handstreich zu verhüten und gegen jede verdächtige Bewegung in der Umgebung einzuschreiten. Auf dem Gipfel des Tuja Og mußten einige Posten stets auf Wache stehen. Obwohl der schlecht erhaltene Zustand der Inschriften auf dem „Wappenschild“ uns nicht gestattet, die Begründung für sein Vor-

handensein mit Sicherheit festzustellen, ist es vielleicht nicht abwegig, in ihm eine Art „Hinweisschild“ zu sehen, das auf den „Gendarmerieposten“ und die Etappen-Unterkunft hinwies, die die Festung darstellte.

Wenden wir uns wieder der alten Straße zu. Etwa 12 km, ehe man den Cerro Corá erreicht, und zwar rechter Hand, wenn man sich dem Itaguambypé zuwendet, biegt sie in einen Weg ein, der zum Ypané führt. Auf der anderen Seite des Flusses, den man hier (zumindest heute) durchwaten kann, erhebt sich in einer Entfernung von 2 km der Yvyty Perö, der in den Überlieferungen der Eingeborenen die „Ruhestätte des weißen Königs Ipir“ ist, und dessen Eigentümlichkeiten, obwohl wir ihn noch nicht öffnen konnten, uns vermuten ließen, daß er eine Totenstadt darstellt: vielleicht die der weißen Führer von Tiahuanacu. Ob diese Hypothese zutrifft oder nicht, bleibt die Tatsache bestehen, daß der Berg für die Wikinger eine ganz besondere Bedeutung hatte. Das beweisen die Inschriften auf dem Cerro Kysé in seiner Umgebung und vor allem der Heilige Hain nordischen Typs, den wir in einer Entfernung von etwa hundert Metern entdeckten, zur Genüge. Der Itaguambypé sicherte also nicht nur eine verletzbare Stelle des Weges, sondern auch einen dem Gedenken der Toten oder anderen Zwecken geweihten Ort der Männer vom Titicacasee.

Bleibt eine Unbekannte: Warum wählte man den jenseits des Ypané liegenden Yvyty Perö statt irgendeines anderen unter den Bergen, die sich zwischen dem Weg und dem Fluß erheben? Betrachten wir die Landkarte (Abb. 71, S. 208) und lassen wir uns bestätigen, daß es sich dabei anscheinend um eine feste Regel handelt. Weibingo, die bedeutsame Siedlung, die den Übergang über den Paraguay-Strom kontrollierte, lag

nicht am Fuß des Cerro San Fernando, wo der Weg zum Atlantik begann und wo die Reisenden aus Tiahuanacu ankamen, sondern auf der anderen Seite des Ypané. Tacuatí, nach den Ausmaßen seines Tempels nicht weniger bedeutend, war nicht am Rand der Straße, sondern ebenfalls südlich des Flusses, in einer Entfernung von 2 km errichtet worden. Mit dem Itaguambypé ist es, zumindest in bezug auf den Cerro Ipir, nicht anders. Auch er hält die beobachtete allgemeine Regel ein.

Das ist vom militärischen Gesichtspunkt aus nur verständlich. Der Ypané ist trotz seiner geringen Tiefe zu Fuß schwer zu überschreiten, weil er reißend und sein Boden mit glitschigen und beweglichen Steinen bedeckt ist. Die geringste Verteidigung seiner Ufer ist daher bereits wirksam. Für die Feinde der Wikinger stellte der Weg praktisch den einzigen Zugang dar. Ringsum stellte der Urwald einem eventuellen Angreifer ein fast unüberwindliches Hindernis entgegen. Der Itaguambypé diente als militärischer Stützpunkt und Zufluchtsort. Aber wo es nur unbefestigte Dörfer gab, war es geraten, zwischen diesen und dem mutmaßlichen Feind einen Fluß verlaufen zu lassen. Das Gleiche gilt für den Yvyty Perö, der möglicherweise eine Totenstadt und gewiß eine Kultstätte war. Wir fanden dort nicht die geringste Spur einer ständigen Verteidigung. Wie in Weibingo und Tacuatí muß es dort nur ein kleines Fort aus Holz gegeben haben, das die Männer – sie alle waren Krieger, gleichgültig welche Alltagsbeschäftigung sie hatten – im Falle eines Angriffes zur Verteidigung als Nachhut verwenden konnten. Aber die Hauptgefahr drohte vom Weg, und der Fluß setzte ihr ein wirksames Hindernis entgegen. Andererseits verhinderte der Urwald jede massive Truppenbewegung. Er gestattete nur das Einsickern einzel-

ner, das leicht zu entdecken und noch leichter abzuwehren war. Die Nebenwege durch die Dörfer waren nur Pfade, deren Sperrung keine besonderen Schwierigkeiten machen konnte.

Bleibt der Cerro Guazú. Er liegt 50 km Luftlinie im Süd-Süd-osten des Cerro Corá und 40 km südwestlich des Yvyty Perö. Wer vom Norden kommt, muß, um zu ihm zu gelangen, den Ypané und sodann dessen Zufluß Ypané-mi überqueren. Wer sich ihm von Westen her nähert, hat den Ypané unterhalb des Zusammenflusses seiner beiden Arme als Hindernis vor sich. Im Osten und Süden ist nichts als Urwald, hier noch viel dichter als irgendwo anders. Seine Position ist also die gleiche wie in den zuvor erwähnten Fällen: der Fluß ist seine natürliche Verteidigung. Denn der Weg, der zum Cerro Guazú führte (und noch führt), kam vom Cerro Corá, also vom Norden, und führte über den Yvyty Perö.

Der gewaltige abgeflachte Kegel mit den unzähligen Runen-Inschriften an seinen Abhängen, von denen wir die wichtigsten im Kapitel IV untersucht haben, war also mit dem Wiking-er-Standort verbunden, dessen Verteidigungszentrum der Itaguambypé darstellte. Gehörte er dazu? Wir haben mehr als einen guten Grund, daran zu zweifeln. Vor allem ging der Weg, der zu ihm hinführte, nicht weiter, wo sich nur jungfräulicher Urwald befand (und noch befindet). Dann fanden wir auf dem Berg und seiner Umgebung, obwohl wir freilich nicht die gesamte Hochfläche erforschten, keinerlei Spuren von Gebäuden. Die Häuser müssen, wir sagten es schon, aus Holz errichtet und ohne Fundamente aus Stein gewesen sein. Eine Ausnahme bildet der Dolmen am Fuß des Südabhanges des Massivs. Aber wir können nicht versichern,

daß er von Menschenhand errichtet wurde. Schließlich können die offenen Felshöhlen am Fuß des Berges nur als Unterstand für Wachtposten gedient haben, was einige seiner Inschriften, die von Krieg und Sieg sprechen, bestätigen. Zwei von ihnen beweisen sogar, daß sich die Bewohner des Cerro Guazú in der Verteidigung befanden: „Der Krieg von Klok hat wiederangefangen . . . Vater, bleib du oben“ und „Sunold und Ekath, bewacht den Weg auf dem Abhang links!“ Sicherlich gab es zahlreiche Auswege – „5 und 8 und nochmal 7 Expeditionen nach Faföiol“ – aber ihre Situation war doch offenbar äußerst heikel. Der Feind bedrohte die Zugänge zu ihrer Niederlassung.

Ein solcher Zustand wäre in der Zeit des Imperiums von Tiahuanacu undenkbar gewesen. Damals wurde das Gebiet vom Itaguambypé aus streng kontrolliert, und gut geschützte Geleitzüge bewegten sich häufig auf dem Weg, der sonst keinerlei Existenzberechtigung gehabt hätte. Nach der Einnahme der Wikinger-Hauptstadt im Jahr 1290 durch die Diaguita-Indianer des Kaziken Kari aber war das schon nicht mehr so. Wiederholt verloren die Garnisonen in Paraguay jede Verbindung mit dem Altiplano. Die Guaraní-Hilfstruppen, die über die Niederlage auf der Sonneninsel¹ Bescheid wußten, und sei es auch nur durch das Eintreffen von Flüchtlingen, gewannen nach und nach ihre Unabhängigkeit zurück. Die bis dahin in Schach gehaltenen feindlichen Indianer der Gegend wurden immer angriffslustiger. Ohne Truppen war der Itaguambypé nicht mehr zu halten, und er hatte auch gar keine Daseinsberechtigung mehr. Den Weißen, die bis dahin die Eingeborenen-Verbände angeführt hatten, blieb nur noch ein Ausweg: sich auf eine sicherere Position zurückzuziehen. In dieser Beziehung war der Cerro Guazú einzigartig: eine

mit einer Lagune versehene Hochfläche, deren wenige Zugänge leicht zu verteidigen waren.

So wurde die Zuflucht des Sonnengottes zu seinem Grab. Gezwungen, wie die Eingeborenen zu leben, da sie ja keine Hilfskräfte mehr hatten, degenerierten sie langsam, bis sie auf das Niveau der heutigen Guayakí-Indianer herabsanken. Vielleicht ist es kein Zufall, daß eine Horde von „weißen Indianern“ noch immer die Umgebung des Cerro Guazú aufsucht, wie das andere mit der Station vom Yvytyruzú am *Peaviru* des Südens tun.

5. Ein Viehzucht-Gebiet

Der Weg, der, von Tiahuanacu kommend, beim Cerro San Fernando über den Paraguay-Strom und über das heutige Pedro Juan Caballero zur Santos-Bucht führte, war wesentlich kürzer als derjenige entlang des Pilcomayo über Paragua'y (Asunción) und Puerto Adela bis zum gleichen Punkt am Atlantik. Das war sein grundsätzlicher Vorteil. Aber vielleicht gab es noch einen anderen nicht weniger bedeutenden.

Wir haben im Kapitel V gesehen, daß es – entgegen der Legende – im vorkolumbianischen Südamerika Pferde und Rinder gab. Ullmans Wikinger hatten Streitrösse mitgebracht, die sie wieder an Bord nahmen, als sie im Jahr 969 Mexiko zur Weiterfahrt verließen. Diese Tiere sind die Erklärung dafür, daß ihre Herren den Zug über Land von Venezuela nach Kolumbien über eine Entfernung von 1200 km Luftlinie überhaupt unternehmen konnten. Die Männer brauchten das für mehrere Hundert Krieger notwendige schwere Kriegsgerät nicht selbst zu schleppen. Die gleichen Tiere lassen uns auch,

wir sagten es schon, das Vorhandensein der *Peaviru* besser verstehen, die über 3000 km Luftlinie den Titicacasee mit der Atlantikküste verbanden. Ihre Eilboten benutzten sie wahrscheinlich nach dem Stafettensystem, das wir aus dem Inka-Reich kennen, nur daß die Wikinger nicht liefen, sondern ritten.

Wenn die Spanier bei der Konquista keine Pferde auf dem Altiplano vorfanden, so kam das daher, daß die Überlebenden des Gemetzels von 1290 die von den Angreifern am Leben gelassenen Pferde zu ihrer Flucht benutzt hatten. Der Beweis dafür ist, daß die Amazonas, die in den Urwald geflüchteten und dort unter ganz besonderen Verhältnissen lebenden Wikinger-Frauen, noch Anfang des 16. Jahrhunderts einige Pferde besaßen³. Juan de Garay hatte dagegen im Jahr 1580 nicht ohne Erstaunen im Norden von Buenos Aires das „Vorhandensein einer großen Zahl von Wildpferd-Herden“ festgestellt. Woher waren sie gekommen? Man weiß, zum Beispiel aus der spanischen Kolonisierung, daß sich die Pferde in den Anden schlecht akklimatisieren und daß ihre Gattung dort degeneriert. Andererseits besitzt Peru weder im Hochland, noch im Küstenstreifen Weiden, die den Erfordernissen europäischen Viehs entsprechen. Aber die Wikinger verfügten anderwärts über die Weideflächen, auf denen sich ihre Pferde ohne Schwierigkeiten vermehren konnten. Das war nicht die argentinische Pampa, die die Männer von Tiahuanacu nicht kolonisiert hatten. Dorthin konnte das nach der Vernichtung des Imperiums zum wilden Leben zurückgekehrte Vieh nur im Verlauf eines langen Zuges nach weniger heißen und fruchtbareren Gebieten als ihr erzwungener vorheriger Aufenthalt gelangt sein. Doch wo befand sich dieser Letztere?

Kehren wir zur Landkarte von Martin de Moussy (Abb. 72, S. 210) zurück. Auf ihr lesen wir im Norden von Ivinheima „Campos da Vaccaria – Paturages“. In der portugiesischen wie spanischen Sprache wird in Südamerika mit *campo* ein weites Gebiet mit Gras bewachsenen Bodens bezeichnet. Eine *vaccaria* (oder nach heutiger Schreibweise *vacaria*) ist in der portugiesischen Sprache ein Rindviehzuchtgebiet. Das französische Wort *paturage* (auch wenn ihm auf der Karte der Accent circonflexe über dem ersten *a* fehlt) bedeutet Weideland. Im Süden des Flusses finden wir einen, wenn möglich, noch deutlicheren Vermerk (in französischer Sprache): „Freie Ebenen, gut geeignet für Vieh.“ Es handelt sich selbstverständlich um früher schon vorhandene natürliche Weideflächen, da sich das Klima im Lauf der vorhergehenden Jahrhunderte (oder Jahrtausende) nicht verändert hat. Wir können nicht versichern, daß die Gegend von Ivinheima die einzige gewesen wäre, in der die Wikinger ihre Pferde züchteten. Ihnen standen auch andere zur Verfügung, besonders die Ebene von Santa Cruz und der paraguayische Chaco. Allerdings ist dort das Klima viel heißer und daher Tieren nordischer Rasse weniger zuträglich als das Hochland, das sich 800 m über dem Meeresspiegel im Osten des Mbaracayú-Gebirges erstreckt. Dieses Hochland mußte den Männern von Tiahuanacu wohlbekannt sein, da ihr Weg vom Atlantik über es hinweg führte. Andererseits war es am nur 200 km entfernten Cerro Guazú, wo wir das so gut gezeichnete Abbild eines Wikinger-Streitrosses entdeckten, das so gut dargestellt ist, daß der ausführende Künstler sich nicht nur auf Überlieferungen gestützt haben kann, sondern ein lebendes Modell vor sich gehabt haben muß. Wenn dieses Pferd skandinavischer Herkunft ist, so gehört

im gleichen Zusammenhang die Kuh in der Höhle der Altäre, wie wir gesehen haben, der normannischen Rasse an, genauso wie der Stier vom *unkü* von Koatí, den ein Percheron, d. h. ein normannisches Zugpferd, begleitet. Wir wissen², daß die Wikinger von Tiahuanacu um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Verbindung mit Europa wiederaufgenommen hatten. Wir besitzen den Beweis zumindest einer in dieser Zeit durchgeführten Reise. Wenn andere danach stattfanden, hinterließen sie keine Spuren. Dagegen zeigt der regelmäßige Import von Brasil-Holz ab 1290 durch die Reeder von Dieppe, Caen und Harfleur³, daß die normannischen Seeleute im Mittelalter die Küsten Südamerikas eifrig aufsuchten, nicht nur diejenigen des Amazonas, wo sie sich das berühmte Holz zum Färben besorgten, sondern auch die von Guayrá auf der Höhe des Paraguay, wo sie noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts trotz der Portugiesen Tauschhandel trieben. Es wäre also keineswegs überraschend, wenn die Wikinger, deren Wege zum Golf von Santos und zu der Insel Santa Catalina führten, wo sie einen Hafen besaßen, bei ihren normannischen Vettern Vieh bestellt hätten. In diesem Fall wären Rinder und Pferde über den Atlantik gekommen, und es wäre das Natürlichste der Welt gewesen, daß man sie nicht auf den heißen Ebenen von Santa Cruz oder im Chaco, sondern auf dem milden Hochland von Ivinheima auf die Weide getrieben hätte. Wenn der Steinmetz vom Cerro Guazú niemals eine normannische Kuh zu Gesicht bekommen hätte, wäre es ihm gewiß nicht möglich gewesen, eine solche mit der für ihre Rasse charakteristischen Kopfhaltung darzustellen. Die Phantasie hat ihre Grenzen.

6. Wikinger und Normannen

Die normannische Kuh vom Cerro Guazú und der Percheron gleicher Herkunft vom *unku* von Koatí führen uns zurück zu den europäischen Gestalten auf diesem Webstück und auf dem *keru* von Copacabana. Handelte es sich um Seeleute, die den Pater Gnupa begleitet hatten, oder um später gekommene Händler? Wir haben jetzt die im vorigen Kapitel gestellte Frage zu beantworten.

Erinnern wir vor allem daran, daß die fraglichen kunsthandwerklichen Stücke aus der inkaischen Epoche, d. h. aus einer Zeit nach der Zerstörung des Imperiums von Tiahuanacu, stammen. Wir wissen, daß Manko Kapak und seine Nachfolger die Geschichte mit Vorbedacht gefälscht hatten, um die Erinnerung an die Niederlage der Wikinger im Jahr 1290 aus dem Gedächtnis der Indianer zu löschen. Sogar die Schrift war verboten worden. Alles sollte mit dem Auszug der vier *avar* – Manko und seine drei Brüder – von Pakkari Tampu, der Herberge der Morgenröte, begonnen haben. Die Zivilisation sei mit der Ankunft des ersten Herrschers der Inka-Dynastie in Cuzco geboren worden. Eine derartige Gehirnwäsche hätte man einige Jahre zuvor nicht vornehmen können. Als Manko um das Jahr 1300, nachdem er im Anschluß an die Schlacht auf der Sonneninsel zehn Jahre bei den treu gebliebenen Stämmen des Apurimac verbracht hatte, die Stadt zurückeroberte, die die Hauptstadt des neuen Imperiums werden sollte, bewahrte noch ein guter Teil der Bevölkerung aus eigenem Erleben die Erinnerung an früher, die man sie nicht vergessen machen konnte. Nur im Verlauf verschiedener Generationen konnte der Mythos von der Herkunft der Inkas die wahre Geschichte in den Köpfen der Eingeborenen erset-

zen. Die in ihrem eigenen Interesse dem Gesetz des Schweigens unterworfenen Mitglieder der weißen Aristokratie dagegen – die Inkas, das heißt wörtlich die Nachkommen¹ – bewahrten trotzdem ihre Überlieferungen. Beweis dafür ist, daß die *amauta* – die Weisen – den spanischen Chronisten viele „verbotene“ Dinge erzählen und z. B. von Huirakocha und dem Pater Gnupa^{1,2} berichten konnten. Die von ihnen installierte Gesellschaftsordnung, ihre Religion und ihre Sitten kamen ja aus einer belasteten, aber keineswegs verhassten oder gar vergessenen Vergangenheit.

Man kann sich daher vorstellen, daß die Darstellung vom Kampf eines Ritters gegen ein Ungeheuer, wie sie in einem der *keru* von Copacabana (Abb. 66, S. 179) erscheint, die Illustration einer im Mittelalter wohlbekannten Legende gewesen wäre, wie wir schon weiter oben sagten, die der Pater Gnupa mitgebracht hätte. Der Helm der Hauptperson stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Runen-Zeichen auf seinem Arm und auf dem Baum, hinter dem das Untier Schutz sucht, mit dem er kämpft, bekräftigen diese Auslegung, da sie auf die Zeit von Tiahuanacu zurückgehen. Man könnte tatsächlich auch die Kenntnis des Adam und Eva-Mythus, der auf dem *unku* in wenig konventioneller Weise dargestellt ist, dem gleichen Vermittler (Pater Gnupa) zuschreiben. Die Gestalt des Europäers (Foto 28) jedoch macht diese Auslegung etwas fragwürdig. Ist es möglich, anzunehmen, daß sich das Bild einer von der Kleidung der Inkas und ihrer Untertanen so verschiedenen Tracht über zwei oder mehr Jahrhunderte, in denen das Gesetz des Schweigens herrschte, ohne die geringste Entstellung erhalten konnte? Aus dem gleichen Grund wird auch der präinkaische Ursprung des Europäers mit Südwester (Abb. 64, S. 176) problematisch.

In bezug auf die Waffen des Herrschers von Cuzco ist der Zweifel noch geringer. Die Kenntnisse, die sie voraussetzen, scheinen nicht bis ins 13. Jahrhundert zurückzureichen. Das moderne französische Wappen, das der *keru* der Abbildung 67, S. 183 (unvollständig) und die Zeichnungen des Poma de Ayala (tadellos) wiedergeben, tritt nicht vor dem 14. Jahrhundert auf. Die darüber dargestellte Halbrüstung könnte tatsächlich aus dem 13. Jahrhundert stammen, aber der doppelte Helmstutz muß späteren Ursprungs sein. Trotzdem ist bei dieser Untersuchung nichts absolut gewiß. Die mittelalterliche Dokumentation ist zu unvollständig, als daß man sich für irgend ein Datum verbürgen könnte, es sei denn annähernd auf ein Jahrhundert. Aber wie wäre es dann zu verstehen, daß sich die komplizierten Regeln der Heraldik ohne jede Entstellung über verschiedene hundert Jahre übertragen konnten?

Es scheint also möglich (aber auch nicht mehr), das die Motive des in Frage stehenden *unku* und der *keru* einem Kontakt mit Europäern zuzuschreiben sind, der nach der Errichtung des neuen Imperiums lag, wahrscheinlich sogar sehr viel später. Wir wissen, daß die normannischen Schiffe seit 1250 nach Südamerika kamen. Die Waren, die sie holten, kamen logischerweise vor allem aus den Küstenprovinzen. Aber einige Schiffsladungen mußten auch aus Produkten des Altiplano bestehen. Das Ende des Imperiums von Tiahuanacu hatte diesen fruchtbaren Handelsverkehr nicht unterbrochen. Anfänglich blieben die Wikinger der Häfen auf ihren Posten. Nach ihrem Rückzug wurden sie, man weiß nicht genau wann, durch die aus ihrer Schule hervorgegangenen Indianer ersetzt. Aber der Handelsaustausch mit dem Altiplano wurde unmöglich. Denn die Inkas ergriffen weder im Norden, noch

im Süden von den Ostgebieten wieder Besitz, durch welche ihre Vorfahren ihre Verbindungswege mit dem Atlantik hergestellt hatten. Die Wikinger der Küste und des Urwaldes, von Eingeborenen-Stämmen umgeben, die sich um so feindseliger zeigten, je offensichtlicher die Schwäche ihrer der Unterstützung ihrer Hauptstadt beraubten einstigen Herren wurde, waren nicht zahlreich genug, um die Verbindung wiederherzustellen. Vielleicht wollten sie es anfänglich, als sie noch dazu in der Lage gewesen wären, im Bewußtsein des Glückgefühls einer neuen Unabhängigkeit in paradiesischen Gefilden auch gar nicht.

Wäre es unter diesen Umständen undenkbar, daß die Normannen versucht hätten, eine direkte Verbindung mit dem Altiplano herzustellen? In Dieppe besaß man eine ungewöhnlich genaue Karte von ganz Südamerika einschließlich der Ost-West-Durchfahrt, die wir Magellanstraße nennen. Sie war dorthin mit dem Wikinger-Schiff gelangt, das im Jahr 1250 den Pater Gnupa nach Europa zurückgebracht hatte. Die Schiffe der Normannen waren im 14. und 15. Jahrhundert denjenigen nicht unterlegen, die die Spanier für ihre „Entdeckung“ und Eroberung Amerikas verwendeten. Auch Kühnheit fehlte diesen Seeleuten nicht, deren Handelsfahrten sich selten von ihren Eroberungszügen unterschieden, und die sogar an den Küsten Europas nie vor den hier im Überfluß vorhandenen Seeräubern sicher waren. Nichts erlaubt uns daher, die Möglichkeit auszuschließen, daß die Normannen zur Zeit der Inkas eine oder verschiedene Expeditionen nach den Pazifikhäfen Südamerikas unternahmen. Ganz im Gegenteil macht die Darstellung von Europäern auf dem *unku* von Koatí und auf dem *keru* von Copacabana, von denen zumindest einer mit dem klassischen Südwesten ein

Seemann ist, diese Hypothese höchst wahrscheinlich. Sie bietet uns außerdem die einzig mögliche Erklärung für die Kenntnis des Wappens – und noch dazu des modernen französischen – in der inkaischen Welt – eine doppelt dokumentierte Tatsache.

7. Das Verkehrsnetz des Imperiums

Die neuen Forschungen, deren Ergebnisse wir auf den vorstehenden Seiten mitgeteilt haben, gestatten es, die Kenntnis über das Netz von Verkehrsverbindungen zu vervollständigen, die es den Wikingern von Tiahuanacu ermöglichten, ihr riesiges Imperium zu kontrollieren. Wie in unserer vorhergehenden Untersuchung gingen wir zwangsläufig von den greifbaren Spuren aus, die vorkolumbianische Weiße zurückließen, und die wir entdeckten oder wiederentdeckten und jedenfalls interpretierten. Die Kultstätte von Sete Cidades³ mit ihren von Menschenhand geformten Steinskulpturen und ihren von uns entzifferten und übersetzten Runen-Inschriften konnte nicht von der Außenwelt abgeschnitten im Landesinnern (im Piauí, südlich des Amazonas) existiert haben. Die in eine ihrer Felswände eingetriebene Kartenskizze erlaubte uns dann auch, ein Wegnetz zu rekonstruieren, das sie mit der Küste und einigen für die Wikinger besonders wichtigen Punkten verbunden hatte. Sodann ergab sich aus der Untersuchung der von Schwennhagen⁴⁰ bei seiner Erforschung der Gegend genau ermittelten Daten die Definition des São Francisco-Flusses, auf dem noch heute große Schiffe in Drakkar-Form fahren, als Wasserweg durch die Bergbauzone von Minas Gerais. Im Süden Paraguays ergab die Aufnahme der Staffetten-Station vom Cerro Polilla² im Yvytyruzú-Gebirge mit

ihren übersetzten Runen-Inschriften einen Knotenpunkt von Straßen, deren Ausgangs- und Endpunkte uns auch hier eine in den Fels getriebene Kartenskizze verriet. Im Norden nötigte uns die Aufnahme des Cerro Corá-Komplexes mit dem Itaguambypé, dem Cerro Ipir und dem Cerro Guazú sowie seinem Ausläufer in Richtung zum Paraguay-Strom (Tacuatí), den Weg zu suchen (und zu finden), ohne den die Male und Inschriften keinerlei Daseinsberechtigung gehabt hätten.

Lassen wir das Problem der Verkehrsverbindungen im Piauí beiseite. Es waren nur die äußeren Zweige des Hauptstammes, den der Amazonas-Strom darstellte. Wir haben uns in einer vorhergehenden Arbeit³ ausführlich damit beschäftigt. Beschränken wir uns auf das paraguayische Verkehrsnetz. Wir wissen jetzt, daß es ein doppeltes war. Erinnern wir daran (selbst auf die Gefahr, uns allzu oft zu wiederholen), daß im Süden ein Weg über Paragua'y (Asunción) zum Cerro Polilla führte, von wo aus er sich in drei Zweigstrecken dem Atlantik zuwandte und diesen am Golf von Santos, gegenüber der Insel Santa Catalina, und über eine heute noch Serra do Tapé (teils portugiesisch, teils Guaraní = Gebirge des Weges) genannte Hügelkette an der mit dem Ozean in Verbindung stehenden Laguna de los Patos erreichte. Diesen *Pea-viru* (Weichen Weg) haben wir an anderer Stelle² eingehend untersucht, und Prof. Pistilli hat seinen allgemeinen Verlauf nur in einer Hinsicht von zweitrangiger Bedeutung korrigiert, indem er den Punkt, an dem der Weg die heutige Grenze zwischen Paraguay und Brasilien überschreitet, ein wenig weiter nach Süden – von Guairá nach Puerto Adela – verlegte. Dagegen stellt der Nord-Weg im Rahmen unserer Forschung ein neues Element von höchster Bedeutung dar.

Das Zentrum des Straßennetzes der Wikinger – und wir können es nicht anders nennen, auch wenn der Ausdruck, geometrisch gesehen, nicht zutrifft – war natürlich Tiahuanacu, die Hauptstadt des Reiches. Von hier gingen parallel zur Küste die befestigten Straßen aus, die am Rande des Meeres und auf der Höhe des Altiplano von Valparaíso in Chile nach Tumbes in Ekuador führten, und die sich später in die königlichen Straßen der Inkas verwandeln sollten. Aber dort begannen auch die *Peaviru*, die die Verbindung mit dem Atlantik herstellten. Der südliche verlief am Pilcomayo und erreichte Paragua'y (Asunción). Die Historiker der Jesuiten, besonders der Pater Lozano⁶, beschrieben ihn, und wir rekonstruierten seinen Verlauf. Dagegen war der nördliche bisher unbekannt.

Der Grund für diesen weißen Fleck auf der historischen Landkarte Südamerikas sind, wir sagten es schon, die Ungenauigkeit der Chronisten der Konquista-Zeit – der wenig und dazu falsch gelesene Schmidl ausgenommen – und Auslegungsfehler der Kommentatoren. Die einen ließen vermuten und die anderen bestätigten, daß die spanischen Expeditionen, die von Asunción aus Peru zu erreichen versuchten, den Paraguay-Strom entlang gefahren seien, einige bis zur Lagune der Xarayes und andere bis zum Cerro San Fernando etwas weiter südlich, in der Nähe der Häfen La Candelaria und San Sebastián sowie des Pan de Azúcar. Erst dann seien sie in den Chaco eingedrungen. Die zuerst Genannten interessieren uns hier nicht, obwohl ihr den Guaraní-Indianern wohlbekannter Weg, der über Orthuesi, jenes Dorf germanischen Namens, führte, tatsächlich existierte. Aber alle auf diesem Weg vorgehenden Expeditionen scheiterten. Die anderen dagegen sind von grundsätzlicher Bedeutung, nicht nur weil sie einen

ausgebauten Weg benutzten, sondern weil auch eine von ihnen, diejenige Iralas, auf diesem Weg ihr Ziel erreichte. Sie begannen ihren Fußmarsch nicht am soeben erwähnten Cerro San Fernando, sondern an einem viel weiter südlich gelegenen Hügel in der Nähe des Dorfes Weibingo an der Mündung des Ypané-Flusses. Die Lektüre des Reiseberichtes von Ulrich Schmidl in seinem Original-Text bestätigte die kartographische Entdeckung Professor Pistillis: der Cerro San Fernando, dem gegenüber sich die von García, Ayolas und Irala durchzogenen Herrschaftsbereiche der Payaguá-Indianer befanden, hatte mit dem Berg, den man bisher als den Ausgangspunkt für den zu Fuß zu bewältigenden Teil der spanischen Expeditionen betrachtete, nichts als den Namen gemeinsam. Er lag viel weiter südlich.

Nachdem dieser jahrhundertealte Irrtum einmal berichtigt war, klärte sich alles auf. Der Weg, der von Tiahuanacu herabführte, erreichte auf dem rechten Paraguay-Ufer auf der Höhe des an der anderen Seite des Flusses liegenden Cerro San Fernando den Ort, wo derjenige Weg anfang, der zum Cerro Corá und weiter durch die Weideländer von Ivinheima (Heimat der Eiben) zum Santos-Golf führte (und heute noch führt, aber von Concepción aus). Ein Weg, der über Tacuatí, ein – nach seinem großen Tempel mit Grundmauern aus bearbeiteten Steinen zu urteilen – bedeutendes Dorf, auf denjenigen stieß, der von Iuberic Sabaie (heute Barranquerita) an der Mündung des Jejui-Flusses aus das Mbaracayú-Gebirge an einer Stelle erreichte, die sich Cerro Torín (Thoring), das heißt „Berg von Thors Stamm“, nannte und weiter nennt.

Dank Professor Pistilli fanden wir so, was wir suchten und was die Logik gebot. Der Wikinger-Komplex vom Cerro Corá befand sich nicht isoliert im Urwald, wo er keine Da-

seinsberechtigung gehabt hätte. Der Itaguambypé gewann so erst seine volle Bedeutung, da wir ihn an einem strategischen Punkt der Straße gelegen wußten, die die kürzeste Verbindung zwischen Tiahuanacu und dem Atlantik darstellte; einer Straße, die anderseits durch die milden Weidelandschaften führte, wo die Wikinger, wie zumindest alles uns vermuten läßt, ihre aus Europa eingeführten Pferde und Rinder hielten; eines Weges, der zur „Ruhestätte des weißen Königs Ipir“, vielleicht einer Totenstadt, gewiß einer Kultstätte, führte. Obwohl an einer nicht weiterführenden Abzweigung des nördlichen *Peaviru* gelegen, bestätigt der Cerro Guazú mit seinen Hunderten oder Tausenden von Inschriften, dessen besser als die anderen erhaltenen 71 Zeugnisse in Runen-Schrift Hermann Munk übersetzte, mit seiner Darstellung eines Wikinger-Streitrosses und einer normannischen Kuh, den Umrissen eines irischen Terriers und mit seinen von sinn-schriftlichen Runen verzierten Altären, daß in diesem Gebiet eine weiße Bevölkerung von gewisser Bedeutung lebte. Wenn unsere Hypothese zutrifft, muß diese Bevölkerung die Mannschaft der Garnison von Itaguambypé in einer leicht zu verteidigenden Position gestellt haben, ehe die Zerstörung des Imperiums zum Rückzug zwang. Es war ein abgeflachter Kegel mit steil abfallenden Wänden, der nur über sorgfältig gesicherte Pfade zu erreichen war, wie die offenen Felshöhlen an seinem Fuß und ihre Inschriften beweisen.

Fassen wir zusammen. Auf dem Süd-*Peaviru* konnten die Wikinger und ihre Kuriere über Asunción von Tiahuanacu zum Santos-Golf, zur Insel Santa Catalina und zur Laguna de los Patos gelangen. Auf dem Nord-*Peaviru* war für sie über Cerro Corá und Ivinheima der Santos-Golf zu erreichen. Über Tacuatí kamen sie vom südlichen Cerro San Fernando

aus zu dem Verbindungsweg, der von Iuberic Sabaie zum Cerro Torín führte, und weiter auf Schmidls Reiseroute gleichfalls zum Golf von Santos. Dieser Weg war wie der vorerwähnte mit dem Süd-*Peaviru* durch die Straße verbunden, die von Weibingo bis Paraguairí (Krieger des Meeres*) am Paraguay-Strom entlang führte, und von dort nach Paragua'y (Asunción), um von einem Wegnetz geringerer Bedeutung nicht zu sprechen, das das Zentrum des Gebietes bedeckte. Das Schema der Verkehrsverbindungen der Wikinger wird durch den Küstenschiffahrtsweg vervollständigt, der über mehrere Etappen das Amazonas-Delta mit der Insel Santa Catalina verband³. Von den Häfen des Südens aus öffneten die Winde und Strömungen die Route nach Europa für die Drakkare, seetüchtige Schiffe, denen jedoch ihr quadratisches Segel und ihr Steuerruder es verboten, gegen den Wind zu segeln. Die Amazonas-Mündung stellte, gleichfalls wegen der herrschenden Winde und Strömungen, den Ankunftspunkt der Schiffe dar, die aus der Alten Welt zurückkehrten. Sie konnten von hier aus sogar, zumindest während des Winters, den Strom aufwärts bis Iquitos in Peru und noch weiter fahren. Es ergab sich so für die Drakkare eine Dreiecks-Route, an die die Reisenden jedoch nicht gebunden waren. Denn sie konnten, um von Tiahuanacu zum Atlantik (und umgekehrt) zu gelangen, entweder einen der *Peaviru* oder den Amazonas benutzen, zumindest wenn dessen Befahren in der sommerlichen Hochwasserzeit durch die mitgerissenen Baumstämme nicht zu gefährlich war.

Wir haben nur für eine Reise südamerikanischer Wikinger nach Europa Beweise. Es war diejenige, mit welcher um das

* Von *para* = Meer (Guaraní) und *vari* = Krieger (nordisch).

Jahr 1250 Informationen über den Subkontinent einschließlich genauer Landkarten nach Dieppe gelangten, aufgrund deren die Reeder dieser normannischen Hafenstadt später Brasilholz-Stämme vom Amazonas importieren konnten. Auf der Rückfahrt gelangten Modelle von den Skulpturen der Kathedrale von Amiens mit dem Pater Gnupa nach Tiahuanacu. Nichts gestattet jedoch die Annahme, daß nicht auch weitere solche Reisen stattfanden. Im Gegenteil ist es sehr wahrscheinlich, daß der Seeverkehr der Normannen ihre Vetter, die Wikinger, von denen ja die Initiative zu dieser Kontaktaufnahme ausgegangen war, angereizt hat, ihrem Beispiel zu folgen. Auf jeden Fall setzte die Ausdehnung ihrer Verkehrsverbindungen auf dem Land, den Flüssen und dem Meer bei den Wikingern Südamerikas geographische Kenntnisse voraus, die denjenigen Europas um mehrere Jahrhunderte voraus waren, oder – sagen wir es genauer – denjenigen, die in Europa der Öffentlichkeit zugänglich waren.

NACHWORT

Vor 1250 war in der Alten Welt die Existenz Amerikas zweifellos nicht unbekannt⁴. Schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ließ Marinus von Tyrus auf seiner Weltkarte an der Ostküste des *Sinus Magnus*, jener großen Bucht jenseits Asiens, die nichts anderes war als der Pazifische Ozean, die Stadt Cattigara erscheinen. Das europäische Mittelalter wußte also über Ptolemäus, den Alexandriner, der im zweiten Jahrhundert nach der Zeitwende die Arbeiten des Marinus von Thyruß übernommen hatte (nicht ohne sie zu entstellen), sehr wohl, daß es im Osten Indochinas ein Land gab, dessen Westküsten von den Schiffen Indiens und vor allem Chinas, aber sogar Roms aufgesucht wurden. Die Araber, die den Indischen Ozean befuhren, waren die ersten, die – wahrscheinlich schon im 9. Jahrhundert – dem Land Cattigara die Form einer Halbinsel gaben, die Ostasien nach Süden verlängerte. Daraus folgert, daß eines oder mehrere ihrer Schiffe den Pazifik überquerten und Kap Hoorn erreichten oder doch zumindest genaue Informationen von Chinesen oder Indern erhielten, denen dies gelungen war. Aber weiter gingen ihre Kenntnisse nicht. Auf ihren Karten sind die Umrisse Südamerikas ungenau und verkehrt, und der Subkontinent als solcher bleibt ein weißer Fleck. Die Entdeckung vom Orient aus muß keine besseren Ergebnisse erbracht haben.

Im Jahr 1489 legt Henricus Martellus (Heinrich Hammer) plötzlich ein Bild der fraglichen Halbinsel vor, das der süd-amerikanischen Wirklichkeit sehr nahe kommt, ja auf dem nicht einmal Feuerland fehlt. Mehr noch – und diese außerordentliche Enthüllung verdanken wir Professor Paul Gallez⁴¹ – Hammers Londoner Planiglobium gibt sogar den Verlauf der Hauptwasserläufe und der Gebirgszüge des Subkontinents an. 1507 erscheint dann die „unmögliche Landkarte“ von Martin Waldseemüller, auf der wir neben dem Land Catigara (das deswegen nicht verschwunden ist) ein vom asiatischen Kontinent getrenntes Amerika finden, dessen südlicher Teil von unwahrscheinlicher Genauigkeit ist. Diese kartographische Revolution muß augenscheinlich neue Daten zum Ursprung gehabt haben – neu wenigstens für die Geographen.

Die Quelle dieser Daten läßt nicht den geringsten Zweifel offen. Um sie festzustellen, genügte nämlich nicht irgendein (selbst wiederholtes) Abenteuer von Seefahrern, die durch irgendeinen Sturm von ihrem Kurs abgekommen waren. Sie setzten dagegen die vollständige Aufnahme der südamerikanischen Küsten durch Seefahrerkundige mit hohen wissenschaftlichen Kenntnissen und andererseits die genaue Erforschung eines ungeheuren Gebietes voraus. Nun wissen wir, daß die Wikinger, vollendete Seefahrer von hohem kulturellem Niveau, politisch und militärisch ein gewaltiges Imperium beherrschten, das vom „Berg“, wie es wörtlich auf ihren Inschriften stand, das heißt von den Anden, bis zur „Matt“, das heißt der Ebene, nämlich dem Urwald reichte, der sich zwischen der Kordillere und dem Atlantik erstreckt, ein Imperium, das von einem Netz von Land- und Flußwegen überspannt war. Sie waren also in der Lage, eine Karte

Südamerikas zu zeichnen. Und sie waren die einzigen, die das konnten.

Diese Karte brachten sie, wie wir in einer vorhergehenden Arbeit⁴ feststellten, offenbar auf ihrer Reise von 1250 nach Europa mit, und die Leute von Dieppe erhielten sie. Die Fürsten und Reeder-Gilden des Mittelalters umgaben alles, was mit Seefahrt-Routen und den Ländern, die man auf ihnen erreichen konnte, zusammenhing, mit der strengsten Geheimhaltung. Aber es war unvermeidlich, daß auf die Dauer doch etwas durchsickerte, soviel Vorsichtsmaßnahmen man auch getroffen hatte. So kam es in dem uns interessierenden Falle dazu, daß Pizigano im Jahr 1367 auf seiner Karte an drei verschiedenen Stellen eine Insel Braçir – „von den Normannen gegebener Name“, wie der Kartograph erläutert – erscheinen lassen konnte, die aufgrund widersprüchlicher Angaben verschiedene Teile des „neuen“ Kontinents darstellen soll. So kam es auch, daß Henricus Martellus 1489 dem Land Cattigara die annähernden Umrisse Südamerikas geben konnte, dessen Flüsse und Berge eindeutig zu erkennen sind. So kam es schließlich und vor allem, daß Waldseemüller 1507 ein autonomes Amerika darstellen konnte, dessen nördlicher Teil sich auf das seit dem Jahr 1000 von den norwegischen Wikingern kolonisierte Vinland und Florida beschränkte, der mittlere Teil auf die von Kolumbus erreichten Inseln und Teile des Festlandes, dessen südlicher Teil aber vollständig und besser dargestellt war als die Alte Welt, ausgenommen nur die Meerenge und Feuerland. Dieses letzte Detail trug Johannes Schöner 1515 nach, indem er die vorher erwähnte Karte kopierte und die später nach Magellan benannte Meerenge eintrug – fünf Jahre bevor dieser sie angeblich entdeckte. Es ist unter diesen Umständen nicht verwunderlich, daß sich die Portu-

giesen in Dieppe die Südamerika-Karte besorgten, die erst Kolumbus und danach Magellan in der königlichen Schatzkammer zu Lissabon stahlen.

Damit wurde Amerika offiziell entdeckt und dann erobert. Aber da waren die Wikinger schon nicht mehr da. Ihre Nachkommen, die sich in den Urwald geflüchtet hatten, konnten noch lange den Lebensbedingungen widerstehen, die ihnen eine feindliche Umwelt aufzwang, aber die Degeneration verschonte sie nicht, wenn auch einige von ihnen noch im 15. Jahrhundert mit Runen schrieben. Die Nachkommen – und das ist der genaue Sinn des nordischen Wortes Inka – derjenigen, die das neue Imperium der Inkas gründeten, hätten einen guten Teil ihres Ahnenerbes, ja sogar ihre Sprache bewahren können, aber der Mestize Atahualpa ließ, noch ehe Pizarro kam, die meisten von ihnen umbringen. Die Spanier vollendeten sein Werk, indem sie die Töchter der weißen Aristokratie heirateten und ihre Brüder zu Sklaven machten. Die sagenhafte Zeit der Kulturbringer aus dem Norden Europas in Amerika hatte fünfhundert Jahre gedauert.

LITERATURVERZEICHNIS

- ¹ Jacques de Mahieu: *Des Sonnengottes große Reise*, Tübingen 1972.
- ² Jacques de Mahieu: *Des Sonnengottes Todeskampf*, Tübingen 1973.
- ³ Jacques de Mahieu: *Des Sonnengottes heilige Steine*, Tübingen 1975.
- ⁴ Jacques de Mahieu: *Wer entdeckte Amerika? Geheimgeographie vor Kolumbus*, Tübingen 1977.
- ⁵ Ulrich (Utz) Schmidl: *Wahrhaftige Historien einer wunderbaren Schifffahrt*, Faksimile der 2. Auflage von Hulsius (1602), Graz 1962.
- ⁶ Pedro Lozano: *Historia de la Compañía de Jesús de la provincia del Paraguay*, Madrid 1754–1755.
- ⁷ François-Xavier de Charlevoix: *Histoire du Paraguay*, Paris 1661.
- ⁸ Thor Heyerdahl: *Aku-Aku. Das Geheimnis der Osterinsel*, Berlin 1957.
- ⁹ Alfred Métraux: *Ethnology of Eastern Island*, Honolulu 1940.
- ¹⁰ Lucien Musset: *Introduction a la runologie*, Paris 1965.
- ¹¹ Madeleine Friant: *Du Chien néolithique de Bundsö (Danemark) au Chien des Vikings et au Chien des Incas*, Vjschr. Naturforsch.-Ges., Zürich 1955.
- ¹² Ernesto Palacio: *Historia de la Argentina*, Buenos Aires 1954.
- ¹³ Gaspar de Carbajal: *Descubrimiento del Río Amazonas*, Madrid 1894.
- ¹⁴ João Filipe Betendorf: *Cronica da Missao dos Padres da Companhia de Jesus no Estado do Maranhao*, Rev. Inst. Hist. Geogr. Brasil., Bd. LXXII, Rio de Janeiro 1910.
- ¹⁵ Odilon Nunes: *Devassamento e conquista do Piaui*, Teresina 1972.
- ¹⁶ Secretaría de Turismo: *Arte rupestre*, Buenos Aires, o.J.
- ¹⁷ Dick Edgar Ibarra Grasso: *Argentina indígena*, Buenos Aires 1971.
- ¹⁸ Eugène Beauvois: *Le cheval en Amérique avant l'arrivée des Espagnols*, in: Charles de Harlez: *Mélanges*, Leyden 1896.
- ¹⁹ Tezomozoc: *Relación de Tezomozoc*, Crónica mexicana, Mexiko 1878.
- ²⁰ Diego Durán: *Historia de las Indias de Nueva España*, Mexiko 1880.
- ²¹ A. Dávila Padilla: *Historia de la fundación y discurso de la provincia de Santiago de México*, Madrid 1596.

- ²² Bartolomé de las Casas: *Historia de las Indias*, Mexiko 1877.
- ²³ Alonso Ponce: *Relación de las cosas que sucedieron al Padre Fray Alonso Ponce en las provincias de la Nueva España*, Colección de documentos inéditos para la historia de España, Madrid 1872.
- ²⁴ Stephens Salisbury: *Los Mayas*, Worcester 1877.
- ²⁵ J. J. von Tschudi: *Untersuchung über die Fauna Peruana*, St. Gallen 1844–1846.
- ²⁶ A. Nehring: *Über alt-peruanische Hundemumien und über Rassebildung bei den sogenannten Inca-Hunden*, Berl. Anthropol. Ges., Berlin 1885.
- ²⁷ W. Reiss und A. Stübel: *Das Totenfeld von Ancón in Peru*, Berlin 1880–1887.
- ²⁸ M. Friant und H. Reichlen: *Deux chiens préhistoriques du désert d'Atacama (Chili)*, Travaux de l'Institut Français d'Etudes Andines, Lima 1950.
- ²⁹ M. Friant: *Le Chien des Incas précolombien et la découverte de l'Amérique*, L'Ethnographie, N. S. 58/59, Paris 1964–1965.
- ³⁰ Arthur Posnansky: *Precursores de Colón*, Buenos Aires 1933.
- ³¹ Paul Diffloth: *Razas bovinas*, Barcelona 1922.
- ³² Max von Boehn: *La moda. Historia del traje en Europa, desde los orígenes del cristianismo hasta nuestros días*. Bd. II, Barcelona 1928.
- ³³ Phelipe Guaman Poma de Ayala: *Nueva crónica y buen gobierno*, La Paz 1944.
- ³⁴ Hans-Jürgen Wöhler: *Utz Schmidl lebt*, La Plata Ruf, Buenos Aires, Nr. 80, 8. Jg., Dezember 1974.
- ³⁵ Ruiz Díaz de Guzmán: *Historia Argentina del descubrimiento, conquista y población del Río de la Plata*, Asunción 1845.
- ³⁶ Ulrico Schmidel: *Viaje al Río de la Plata*, Buenos Aires 1942. (Beklagenswerte Übersetzung des unter Nr. 5 genannten Werkes.)
- ³⁷ *Relación anónima sobre los sucesos ocurridos en el Río de la Plata*, Asunción 1845.
- ³⁸ V. Martin de Moussy: *Atlas de la Confédération Argentine*, Descrip. géogr. statist. Conféd. Argentine, Paris 1873.
- ³⁹ J. Natalicio González: *Proceso y formación de la cultura paraguaya*, Bd. I, Asunción 1948.
- ⁴⁰ Ludwig Schwennhagen: *Antiga história do Brasil*, Teresina 1928.
- ⁴¹ Paul Gallez: *Les grands fleuves de l'Amérique du Sud sur le ptolemée d'Henri Hammer (1489)*, Erdkunde, Bd. 29, Nr. 4, Bonn 1975.

BILDTAFELN.



Foto 1: Festung Cerro Corá: Die Beobachtungs-Plattform.



Foto 2: Festung Cerro Corá: Blick auf die Mauer aus behauenen Steinen.

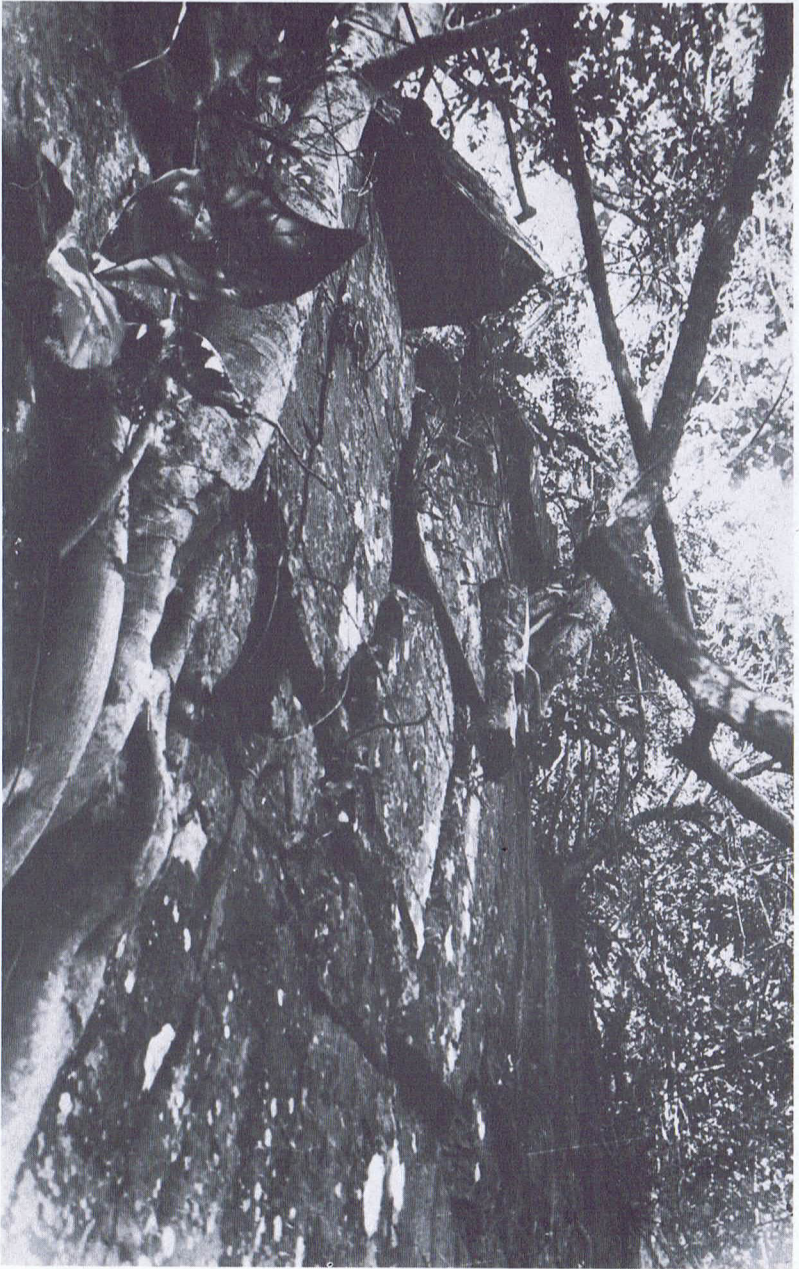


Foto 3: Festung Cerro Corá: Von der Vegetation zerstörter Teil der Mauer aus behauenen Steinen.



Foto 4: Cerro Corá: Die Sonnen-Gestalt vom Tuja Og.



Foto 5: Cerro Corá: Die Windrose vom Tuja Og.



Foto 6: Cerro Corá: Doppelte Todes-Rune im Fries der offenen Felshöhle am Tuja Og.



Foto 7: Cerro Corá: Runen-Inschrift und Fosite-Dreispietz im Fries der offenen Felshöhle am Tuja Og.

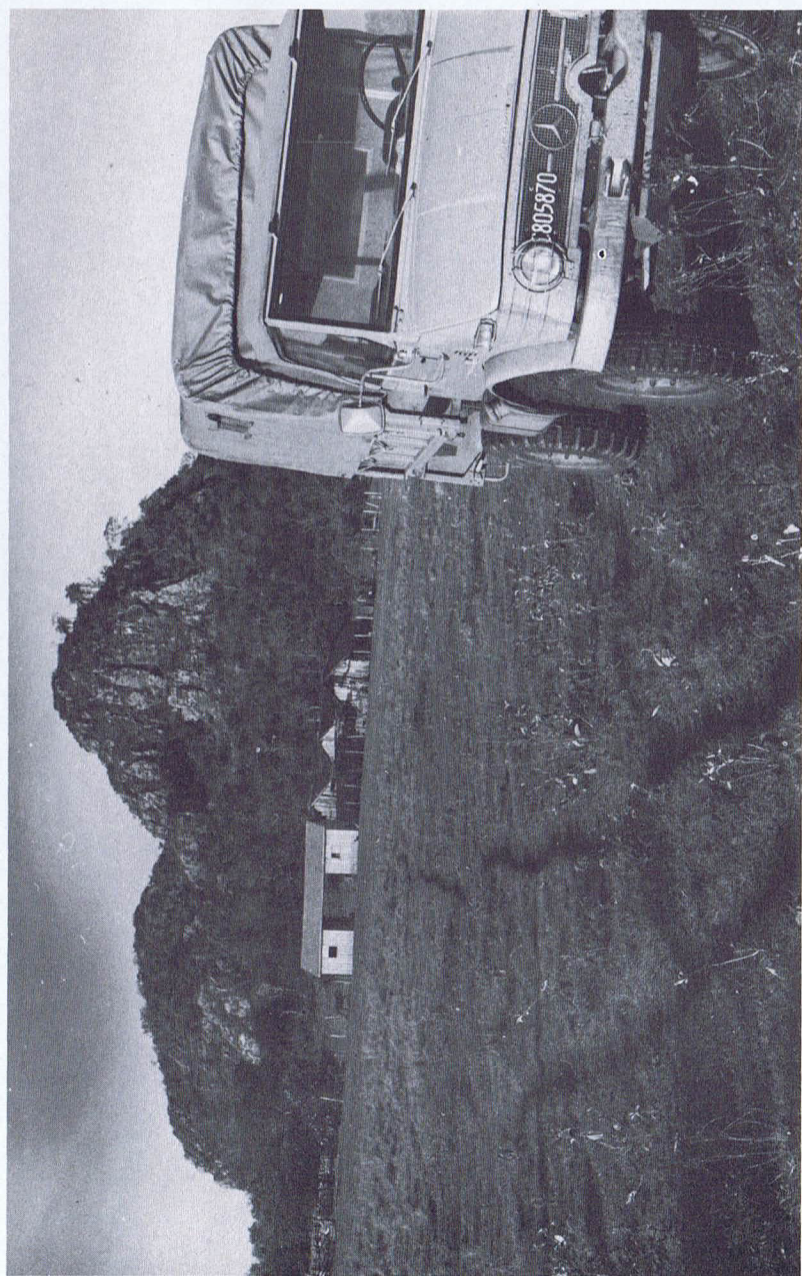


Foto 8: Der Yvyty Perö oder Cerro Ipir.



Foto 9: Der Heilige Hain vom Cerro Ipir.

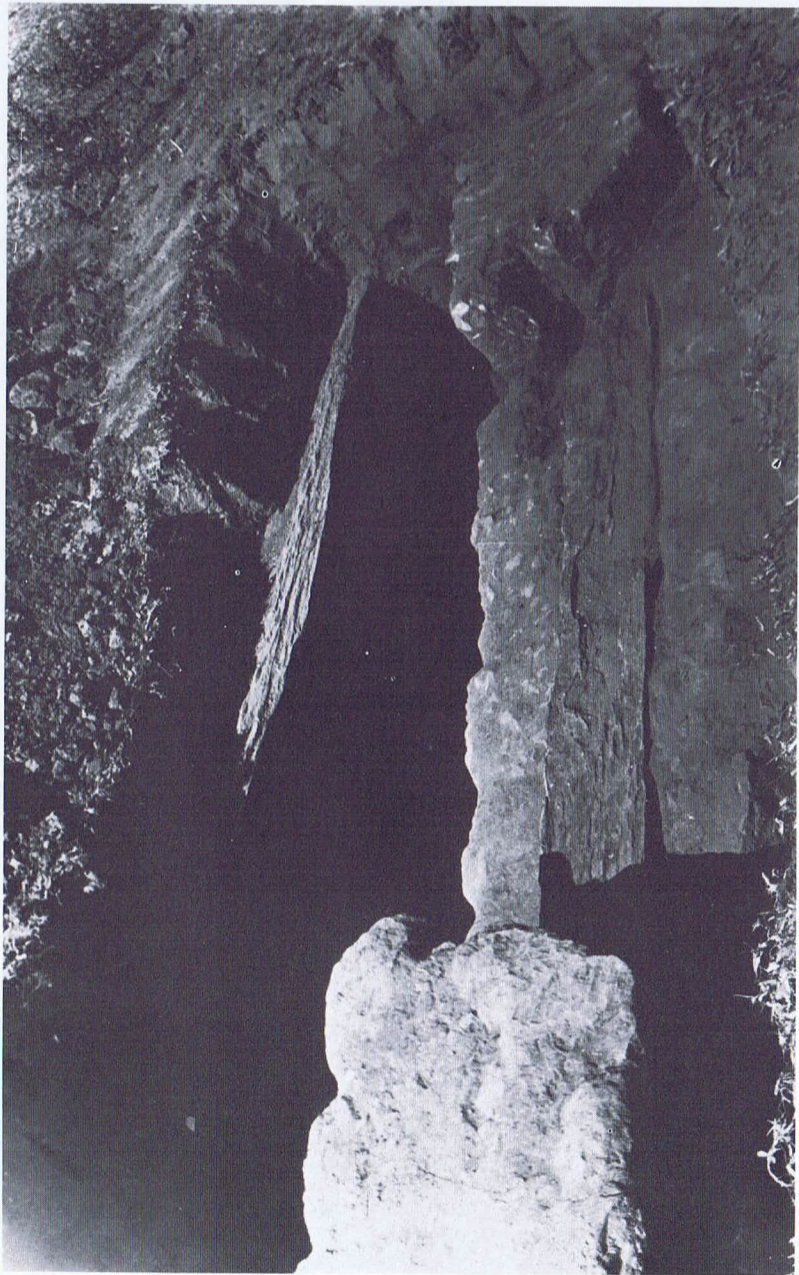


Foto 12: Eingang zum Tempel von Tacuati.



Foto 10: Mittelteil des Heiligen Hains vom Cerro Ipir.



Foto 11: Der Autor untersucht bei den Ausgrabungen die Fundamente des Tempels von Tacuatí.



Foto 13: Bruchstück vom Hals der Begräbnis-Urne von Tacuatí mit dem nordischen Raupen-Muster.



Foto 14: Die Gestalt von der Odin-Höhle am Cerro Guazú.



Foto 15: Die Gestalt von der Odin-Höhle in einem Wappen von Chancay (Peru).



Foto 16: Einer der Altäre vom Cerro Guazú.



Foto 17: Die Runen-Inscription von Olif in der Höhle des Pferdes vom Cerro Guazú, das Werk eines Berufs-Steinmetzen.



Foto 18: Runen-Inschrift in der Höhle der Altäre am Cerro Guazú: der Krieg.

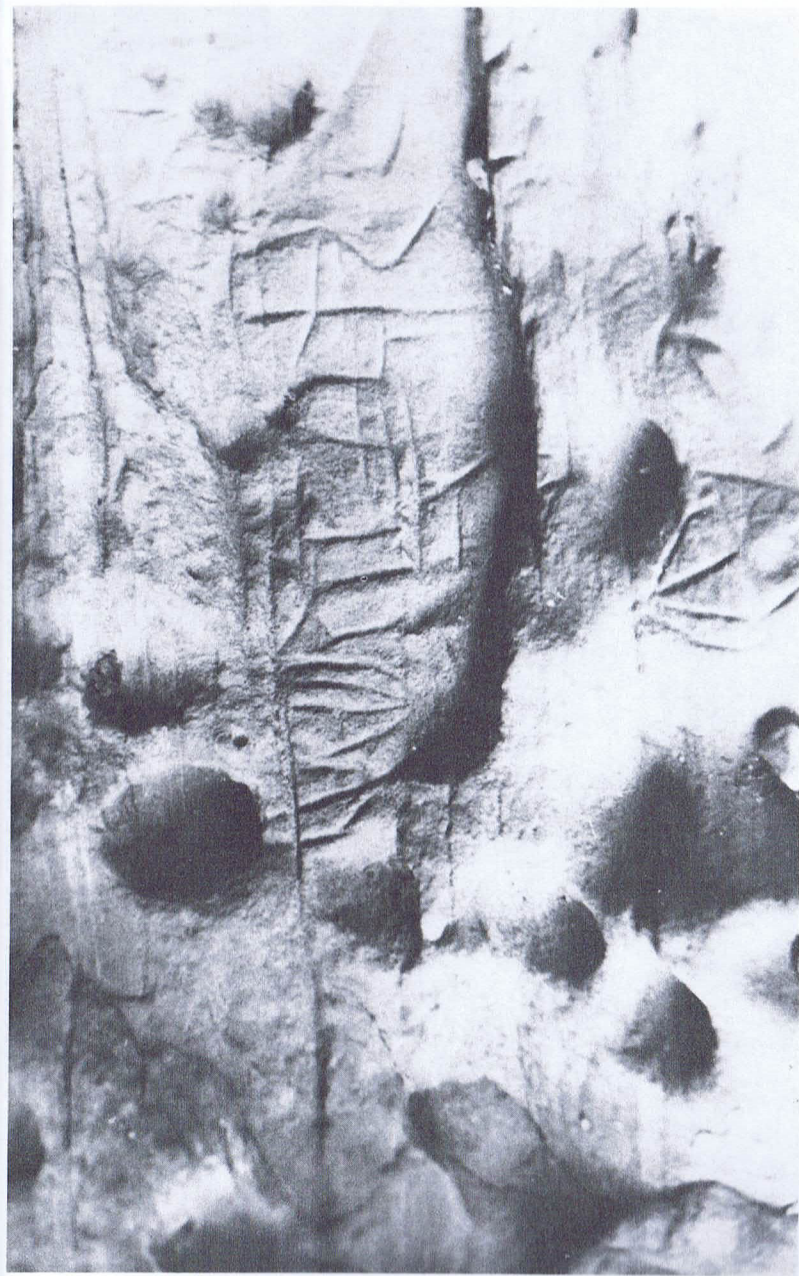


Foto 19: Runen-Inschrift in der Höhle des Pferdes am Cerro Guazú: der Sieg.



Foto 20: Runen-Inschrift in der Höhle der Altäre am Cerro Guazú: der Runen-Schneider.



Foto 21: Runen-Inschrift in der Höhle des Pferdes am Cerro Guazú: Ginil der Gelockte.



Foto 22: Das Wiking-Streitroß vom Cerro Guazú.



Foto 23: Der Terrier vom Cerro Guazú.



Foto 24: Die normannische Kuh vom Teppich von Bayeux.

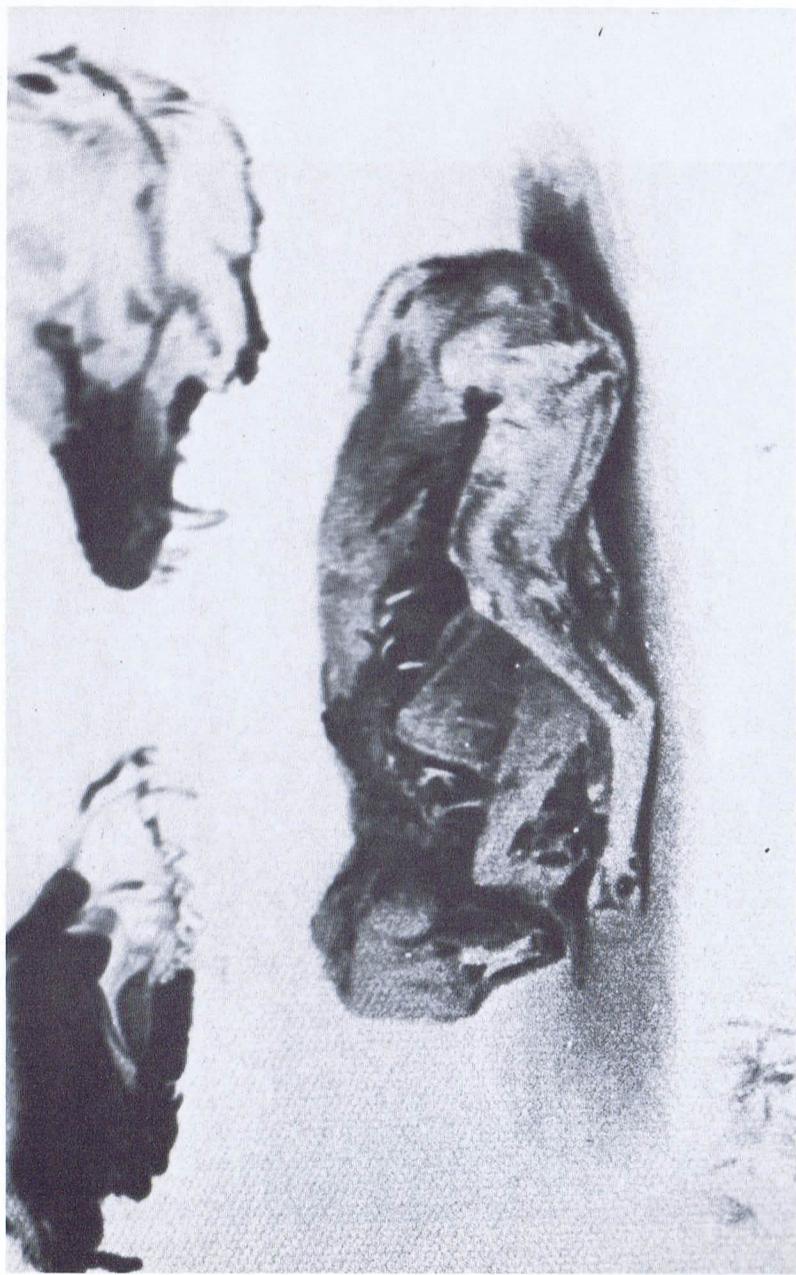


Foto 25: Hundemumie des *canis Ingae* nach Reiß und Stübel.



Foto 26: Percheron-Pferd auf dem *unku* von der Mond-Insel im Titicacasee.

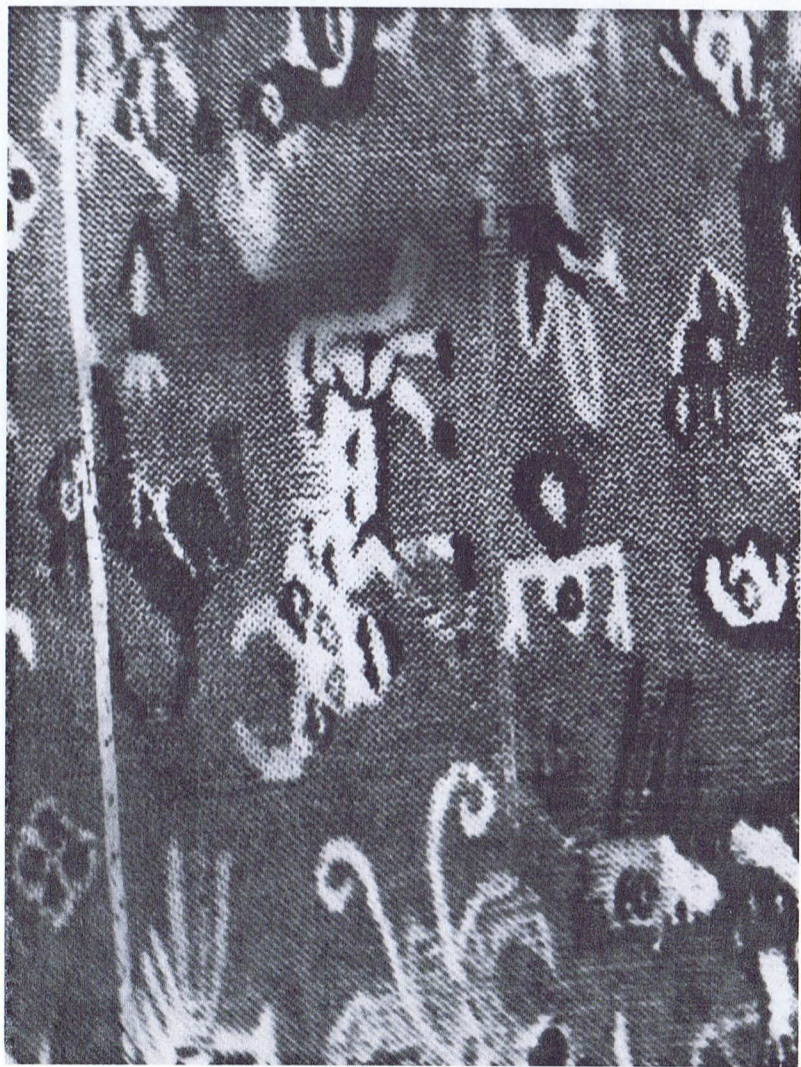


Foto 27: Stier auf dem *unku* von der Mond-Insel im Tiicacasee.

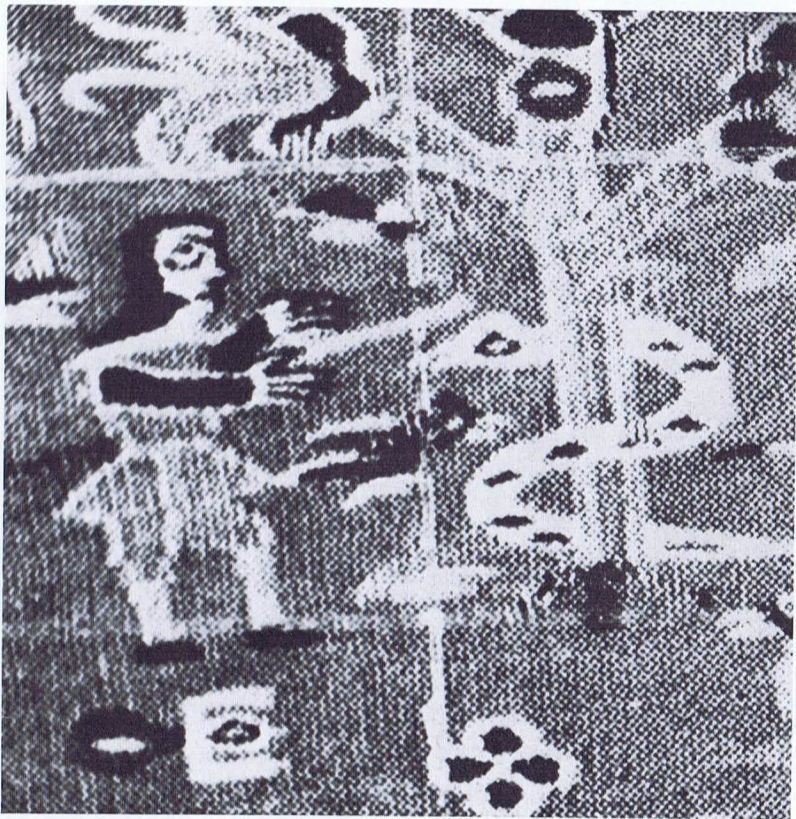


Foto 28: Europäer auf dem *unku* von der Mond-Insel im Titicacasee.



Foto 29: Der nordische Gott Thor mit Südwester (Nationalbibliothek Paris). Stich aus dem 13. Jahrhundert.

de Mahieu

Der
weiße König
von Ipir

Weitere Bücher von Prof. Jacques de Mahieu:

DES SONNENGOTTES GROSSE REISE

Die Wikinger in Mexiko und Peru 967–1532

2. Auflage, 320 Seiten, 40 Abbildungen,
16 Bildtafeln, Ganzleinen

DES SONNENGOTTES TODESKAMPF

Die Wikinger in Paraguay

274 Seiten, 33 Abbildungen, 15 Bildtafeln,
1 Klappkarte, Ganzleinen

DES SONNENGOTTES HEILIGE STEINE

Die Wikinger in Brasilien

300 Seiten, 71 Abbildungen, 28 Bildtafeln,
Ganzleinen

WER ENTDECKTE AMERIKA?

Geheimgeographie vor Kolumbus

232 Seiten, 26 Abbildungen, 15 Bildtafeln,
Vorsatzkarten, Ganzleinen

Aus dem Programmzweig

„Kulturgeschichte bei Grabert“:

Freerk Haye Hamkens

DER EXTERNSTEIN

Seine Geschichte und seine Bedeutung

(Band V der „Veröffentlichungen aus Hochschule,
Wissenschaft und Forschung“,

hg. v. Dr. habil. Herbert Grabert)

365 Seiten, 15 Abbildungen, 54 Bildtafeln,
39 Seiten Dokumentarteil, Ganzleinen

Jürgen Spanuth

ATLANTIS

Heimat, Reich und Schicksal der Germanen

(Band IV der „Veröffentlichungen aus Hochschule,
Wissenschaft und Forschung“,

hg. v. Dr. habil. Herbert Grabert)

6.–12. Tausend, 676 Seiten, 40 Abbildungen,
36 Bildtafeln, 121 Seiten Dokumentarteil,
Ganzleinen

Jürgen Spanuth

DIE ATLANTER

Volk aus dem Bernsteinland

3. Auflage, 507 Seiten, 35 Abbildungen,
24 Bildtafeln, 32 Seiten Literaturverzeichnis,
Vorsatzkarten, Ganzleinen

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Mahieu

DER WEISSE KÖNIG VON IPIR

